Wilfred von Oven

Mit ruhig festem Schritt

Aus der Geschichte der SA



ARNDT



Nach dem 30. Januar 1933 wurde die SA (Sturmabteilung) zu einer Massenorganisation mit mehreren Millionen Mitgliedern. Diese Zahl darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die eigentliche Bedeutung dieser NS-Selbstschutzorganisation in der sog. „Kampfzeit“ liegt, also den Jahren vor 1933, als es galt, den Führern und Rednern der NSDAP die Möglichkeit freier Rede zu gewährleisten, diese notfalls zu erkämpfen. Der Autor ist nicht nur gewissenhafter Chronist dieses aufwühlenden Geschehens, sondern außerdem ein Zeitzeuge ersten Ranges. 1931/32 gehörte er selber einem Berliner SA-Sturm an und half der NSDAP beim Kampf um die Macht. Das Buch ist aufwendig mit erstklassigen s/w. und vielen farbigen Fotos von damals ausgestattet.



Mit ruhig festem Schritt

Wilfred von Oven





Wilfred von Oven

Mit ruhig festem Schritt

Aus der Geschichte der SA

ARNDT

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Oven, Wilfred von:
Mit ruhig festem Schritt: Aus der Geschichte der SA /
Wilfred von Oven. – Kiel : Arndt, 1998
ISBN 3-88741-182-X

ISBN 3-88741-182-X

ARNDT-Verlag
D-24035 Kiel, Postfach 3603

Eigendruck
Gedruckt in Deutschland

1. Kapitel

Warum eigentlich braun?

Eigentlich gefiel Hitler die braune Farbe gar nicht recht. Manchen von uns, die wir in den Reihen seiner „braunen Bataillone" standen, ging es ähnlich. Ich war über die vielen Uniformverbote der Weimarer Republik gar nicht so böse, die mich während meiner ganzen Zugehörigkeit zur SA der Kampfzeit hinderten, jemals eine braune Uniform zu tragen. Wir – und das waren damals schon Hunderttausende – liefen in einer Art Räuberzivil herum. Es sah anders aus als dasjenige, das die SA bald nach ihrer Gründung in München trug. Aber wir fühlten uns darin ebenso wohl wie die uralten Kämpfer in ihren feldgrauen Windjacken und mit den eigens von Hitler für sie entworfenen österreichischen Skimützen auf dem Kopf. Wir, die jungen SA-Männer der Kampfzeit in Berlin, trugen blaue Schiffermützen mit Lackschirm und Sturmriemen. Einheitlich wie die Kopfbedeckung war auch unsere Fußbekleidung: bis zum Knie reichende Motorradstiefel mit blitzenden Hacken und einer ab-

schließenden Lederschnalle. Alles andere wurde „nach Schnauze" getragen. Mit der alten Münchener SA und der späteren des Dritten Reiches hatten wir äußerlich nur die rote Armbinde mit dem schwarzen Hakenkreuz auf kreisrundem weißen Feld gemeinsam. Die gefiel uns nicht nur wegen des uralten Symbols der weißen Menschheit, sondern auch wegen der revolutionären Farbzusammenstellung. Aber braun? Warum ausgerechnet diese Farbe? Eine Marotte des aus Braunau stammenden Führers, des späteren Ehegatten von Eva Braun? Keineswegs.

Unsere politischen Gegner hatten eine uns kränkende Erklärung. Die Spartaner, meinten sie, trugen rote Hemden, damit man in der Schlacht die Blutspuren nicht so wahrnähme. Unsere Braunhemden, behaupteten sie, sollten ebenfalls mögliche Spuren kaschieren, die die Erregung des Kampfes bei uns hinterlassen könnte. In ähnlichem Sinn machte bei uns damals ein Bonifatius Kiesewetter-Vers die Runde. Er lautete so:

Auf dem letzten Reichsparteitag,
wo die Hitler-Fahnen wehten,
war auch Bonifatius
als SA-Mann angetreten.
Als dann nach der großen Rede
alles laut „Sieg Heil" gebrüllt,
rief er dreimal kräftig: Sch...,
was dort als verboten gilt.
Doch die allergröbste Frechheit:
als man ihn danach verhört,
sagt er, daß die viele braune Farbe
völlig ihm den Sinn verstört.

Uns verwirrte sie nicht, auch wenn sie uns so wenig gefiel wie unserem Führer. Die nationalsozialistische Bewegung kam zu ihrer braunen Farbe wie die Jungfrau zum Kinde. Erst die jüngste

zeitgeschichtliche Forschung hat eindeutig herausgefunden, warum Braun die Farbe der Bewegung wurde: Peter Longerich, der fleißige – jedoch im Dienste der Umerziehung stehende – Angestellte des Münchener Institutes für Zeitgeschichte, der niemals in seinem jungen Leben einen leibhaftigen SA-Mann in Uniform zu Gesicht bekommen hat, begnügte sich in seinem Buch „Die braunen Bataillone"[1] mit einem Hinweis auf die am 17. und 18. Mai 1924 beschlossenen und heute im Staatsarchiv München aufbewahrten Richtlinien für die Neuorganisation der SA der NSDAP, in denen von „Lettow-Hemden" die Rede ist, woraus er messerscharf schloß, „daß die Uniform der Kolonialtruppen des Kaiserreiches ... als Modell gedient hatte." Die richtige Erklärung ist dagegen sehr prosaisch. Göring rief zum 17. Mai 1924 alle im Exil lebenden SA-Führer zu einer Konferenz in Salzburg zusammen, auf der man beschloß, eine neue, SA-ähnliche Organisation zu schaffen und das Braunhemd einzuführen. Oberleutnant Gerhard Roßbach wiederum, zu Görings Vize bestellt, kam der Zufall zu Hilfe.

Dieser Führer einer nach ihm benannten freikorpsartigen Sturmabteilung, der mit dieser am Marsch auf die Feldherrnhalle am 9. November 1923 teilnahm und in der Verbotszeit bis 1925 unter Röhm Stabschef der illegalen SA war, stöberte in Österreich einen größeren Posten Militärhemden auf, der noch im Ersten Weltkrieg an die Schutztruppe des Generals von Lettow-Vorbeck (1870-1964) in Ostafrika verschifft werden sollte. Er konnte ihn zu einem Spottpreis erwerben. Den Verkauf der „Lettow-Hemden" organisierte Roßbach über einen Kameraden, mit dem er im Freikorps im Ruhrgebiet und in Oberschlesien gekämpft hatte, den Münchener Kaufmann Edmund Heines, der 1922 zur SA gestoßen war. Über Heines' „Sportversand Schill" konnte Roßbach die Hemden verkaufen. Als im Mai 1924 unter der Patenschaft Ludendorffs im Rahmen eines „Völkischen Wehrringes" die Vorbereitungen für eine Neuorganisation der SA getroffen wurden,

gab Roßbach seinen ersten Uniformierungsbefehl für die neue SA heraus. Er trug das Datum vom 20. Mai 1924 und bestimmte: braunes Lettow-Hemd, dazu graue Hitler-Mütze, graue, grüne oder braune Breecheshosen, Wickelgamaschen. Röhm kleidete damit seinen SA-ähnlichen „Frontbann" ein, eine parteiunabhängige SA, deren Mitgliederzahl rasch auf 30.000 anwuchs.[2] Doch als Hitler im Dezember 1924 aus Landsberg entlassen wurde, prallten ihre Ansichten über Status und Aufgaben einer neuen SA offen aufeinander, und sie trennten sich vorerst. Für Hitlers propagandistische Arbeit erwies sich jedoch seine kleine SS-Elite-Truppe nicht als ausreichend, so daß er den Gauleiter Westfalens, Franz Pfeffer von Salomon, kurzerhand zum Obersten SA-Führer (OSAF) machte, da sich der Frontbann inzwischen aufgelöst hatte. Der OSAF nahm seine Arbeit am 1. November 1924 auf und legte am 14. November 1926 die „Dienstkleidung" fest: Braunhemd mit Halstuch und Mütze, kurze braune Hose, dazu Schulterriemen und Koppel. Aufgrund dieses Befehls durfte damals noch über dem Braunhemd die feldgraue Windjacke getragen werden.

Das war eine Konzession an die alten Frontsoldaten, die damals noch den Kern der SA bildeten – wie Röhm und sein Stabschef Roßbach. Sie waren ja eben erst aus dem großen Krieg zurückgekommen, und niemand hatte sie – wie die Besatzer uns nach dem Zweiten Weltkrieg – gezwungen, ihr in Ehren getragenes Feldgrau anders einzufärben. Und auch die Jungen, die noch kein Pulver gerochen hatten, trugen Feldgrau. Denn der Krieg ging ja weiter, nicht mehr gegen Russen und Yankees, Engländer und Franzosen (obwohl diese dann bald ins Ruhrgebiet einfielen), sondern gegen Bolschewisten und „Novemberverbrecher", Sozis und „Juden" und gegen alle, die man für schuldig daran hielt, daß das im Felde unbesiegte Deutschland so tief hatte sinken können. Die endgültige Einführung der vollständigen braunen Uniform für die SA erfolgte erst am 20. Au-

gust 1929 durch Pfeffer von Salomon, wie der US-Oberstleutnant a.D., John R. Angolia, in seiner sehr gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung über die Uniformen der NSDAP und SA[3] feststellt.

Der – möglicherweise ungewollte – „Erfinder" des schließlich von Millionen getragenen Braunhemdes, Gerhard Roßbach, war eine jener typischen Soldatengestalten, wie sie der Erste Weltkrieg innerhalb der deutschen Jugend geformt hatte. Bei Kriegsende blutjunger Leutnant im Artillerieregiment Nr. 175, voll unbefriedigten Tatendranges und durch den Verrat der „Novemberverbrecher" von 1918 noch mehr frustriert als durch den politischen Betrug der Vierzehn Punkte Wilsons, stellte er schon im November 1918 die „Freiwillige Sturmabteilung Roßbach" auf, die er auf eigene Faust und Verantwortung gegen polnische Übergriffe an der Ostgrenze des Reiches einsetzte. Schon im Januar 1919 konnte er mit seinem Freikorps die von Polen besetzte westpreußische Stadt Kulm befreien. Als Belohnung dafür wurden er und seine Truppe der Reichswehr der jungen Weimarer Republik einverleibt. Nicht für lange. Als der Monokelträger Generaloberst Hans von Seeckt 1920 zum Chef der Heeresleitung ernannt und mit der Organisation der Reichswehr beauftragt wurde, war für Männer wie Gerhard Roßbach kein Platz mehr im entstehenden Heer der deutschen Republik. „Die Krieger mußten den Militärs den Platz überlassen", meint der französische Verfasser einer Geschichte der Freikorps, Dominique Venner[4]. Die Freikorps, so erklärte von Seeckt, „hatten einen Landsknechtscharakter, der sie zur Grundlage eines auf Dauer berechneten neuen Heeres nicht geeignet erscheinen ließ." Er hatte damit, so wie er seinen ihm von der sozialdemokratisch geführten Regierung erteilten Auftrag verstand, nicht ganz unrecht. Er war auch objektiv genug, zuzugeben, daß diese seine Einstellung von den Freikorps als „Ungerechtigkeit und Undank" empfunden werden mußte. Er wußte, daß er sie damit zu erbitterten und

zum äußersten entschlossenen Feinden der jungen deutschen Demokratie und sich selbst machte. Er nahm das Risiko in Kauf. Das war eine Fehlrechnung mit schweren Folgen. Der durch das Versailler Diktat geweckte Geist der Freikorps nahm das nicht hin; sie rächten sich. Sie fanden ihre Heimstätte in der Hitlerbewegung und fegten mit dieser schließlich die Weimarer Republik hinweg.

Roßbach, der eine so typische Gestalt dieser wirren Zeit war, daß der alles andere als nationale oder gar nationalsozialistische Schriftsteller Arnolt Bronnen sich von ihr zum Schreiben einer Biographie begeistern ließ,[5] definierte das, was er damals als seine und seiner Männer Aufgabe ansah, so: „Sammeln von Männern, um Soldaten daraus zu machen, Händel suchen, trinken, lärmen und Fenster einschlagen, zerstören und in Stücke hauen, was zerstört werden soll. Skrupellos leben und unerbittlich hart sein." Man wird darin wohl kaum Anklänge an irgendeinen der Punkte des nationalsozialistischen Parteiprogramms entdecken können, das Hitler etwa gleichzeitig, zusammen mit Anton Drexler, formulierte. Aber Roßbach wollte doch etwas Ähnliches wie Hitler, auch wenn er es anders ausdrückte: „Das Geschwür auf dem kranken Volkskörper muß aufgeschnitten und ausgepreßt werden, bis das rote Blut herausfließt. Man muß es eine gute Weile rinnen lassen, bis der Körper gereinigt ist." Das taten sie.

Was Roßbach und Röhm, Heines und von Heydebreck, von Helldorf, Schneidhuber und so viele andere Freikorpskämpfer wollten, das verwirklichten sie in den Reihen der SA. In der Anfangszeit, nach Aufstellung der ersten Sturmabteilungen gab es darunter kaum eine Einheit, die nicht unter dem Kommando eines Freikorpsführers gestanden hätte. Dies war eine durchaus logische Entwicklung. Den ersten Saalschutz, den der ehemalige politische Bildungsoffizier der jungen Reichswehr und angehende Volksredner Adolf Hitler für seine immer häufigeren und immer besser besuchten politischen Versammlungen brauchte,

stellten aktive Soldaten der Granatwerfer-Kompanie des in München liegenden 19. Infanterie-Regiments. Sie wurden dazu nach Dienstschluß und in Zivil abkommandiert. Sie sympathisierten mit dem Redner, der einer der ihren war. Was er zu sagen hatte, beschäftigte auch sie. Er sprach ihnen aus dem Herzen. Bald mußten sie durch Freiwillige ersetzt werden, an denen es nicht mangelte. Die Hitler-Bewegung entfernte sich allmählich von ihren militärischen Ursprüngen, obwohl sie und vor allem ihr Führer die Verbindung zu ihren Wurzeln nie ganz verloren. Hier ist der Grund für viele Konflikte innerhalb der SA zu suchen.

Roßbachs Beziehungen zu von Lettow-Vorbeck stammten aus der Zeit des Kapp-Putsches vom März 1920. Der Kommandeur der Schutztruppe, der die deutschen Besitzungen in Ostafrika bis 1918 erfolgreich gegen die gewaltige englisch-portugiesisch-belgische Übermacht verteidigt hatte, als General in die Reichswehr der Weimarer Republik übernommen worden war und als solcher schon im Sommer 1919 den Versuch der Kommunisten, auch in Hamburg eine Rätediktatur nach Münchener Muster auszurufen, mit Waffengewalt niedergeschlagen hatte, gehörte neben General Walther von Lüttwitz, dem damaligen Befehlshaber aller Truppen im Reich, zu den eifrigsten Befürwortern und Vorbereitern des Putsches, den der Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp aus Königsberg im März 1920 gegen die junge Republik inszenierte, aber nicht zum Erfolg zu führen vermochte. Von Lettow vertrat dabei zusammen mit von Lüttwitz und anderen hohen Offizieren den radikalen Standpunkt, daß die Regierung auch unter Anwendung schärfster Gewalt gestürzt werden müsse. Von Lettow hatte in Hamburg bei seinem militärischen Vorgehen die gleichen Erfahrungen gemacht wie von Lüttwitz schon Anfang 1919 bei der Niederschlagung des Spartakistenaufstandes in Berlin und General Ernst von Oven bei der Liquidierung der Münchener Räterepublik. In dieser Beziehung gab es unter den damals führenden Militärs der Weimarer Re-

publik keine Meinungsverschiedenheiten. Diese traten erst im politischen Bereich auf. Hier standen der Gruppe Lüttwitz-Lettow Generäle wie Maercker und Ernst von Oven gegenüber, die bei aller Entschlossenheit, Deutschland vor einem Sturz in den bolschewistischen Abgrund zu bewahren, ihre Kameraden davor warnten, sich auf das glatte Parkett der Politik zu begeben oder gar mit dem Gedanken an eine Militärdiktatur zu spielen. An diesen inneren Gegensätzen scheiterte der Kapp-Putsch schließlich, nicht etwa an der Treue der Sozi-Beamten zu ihrer demokratischen Regierung oder gar an dem Generalstreik der Gewerkschaften, eine Formel, auf die sich die etablierte Zeitgeschichtsschreibung geeinigt hat, wie man heute in allen Schulbüchern nachlesen kann.

Wie man mit streikenden oder revoltierenden Massen aufgehetzter Arbeiter fertig wird, hatten die putschenden Offiziere auf Befehl ihres Sozi-Ministers Noske schon oft bewiesen. Sie taten es erneut, als die Kommunisten die Gelegenheit des Kapp-Putsches auszunutzen versuchten, um wieder – wie schon bei der November-Revolte 1918 – im trüben zu fischen. Dabei spielte auch Roßbach mit seiner Sturmabteilung eine gewisse Rolle. Diese war, kaum daß sie ihre Schuldigkeit zur Verteidigung der deutschen Ostgrenze getan hatte, von der Regierung aufgelöst worden. Roßbach hielt seine Männer trotzdem zusammen. Er fand die Unterstützung von Hauptmann Waldemar Pabst, der als Stabschef der Garde-Kavallerie-Schützendivision bei der Niederschlagung des Berliner Spartakisten-Aufstandes im Januar 1919 eine wichtige Rolle gespielt hatte und der jetzt bei der Organisation der Nationalen Vereinigung zur Vorbereitung des Kapp-Putsches tatkräftig mithalf. Zunächst brachte er es fertig, daß Roßbachs Freikorpskämpfer weiter in den Besoldungslisten der Reichswehr geführt wurden. Später sorgte er für materielle Unterstützung durch Industriellen-Kreise, die hinter dem Putsch standen. Als es dann am 16. März 1920 losging und die Kommu-

nisten, wie von von Lettow-Vorbeck ganz richtig vorausgesehen, die Gelegenheit ergriffen, um loszuschlagen, indem sie in Mecklenburg und Pommern die Landarbeiter zu einem rein politischen Streik hetzten und sie, die nun nichts anderes mehr zu tun hatten, in roten Milizen zu organisieren versuchten, griff der hier mit seinem Freikorps bereitgestellte Leutnant Roßbach ein. Im Handumdrehen wurden die Zusammenrottungen der Landarbeiter aufgelöst, die roten Rädelsführer verhaftet und standrechtlich zum Tod durch Erschießen verurteilt. Drei dieser Urteile wurden sofort vollstreckt. Die Wirkung war ebenso unmittelbar. Mecklenburg blieb von der roten Pest verschont. Noch 1928 wurden Roßbach und seine Leute deswegen vor ein Gericht der Weimarer Republik gebracht. Das Landgericht Stettin sprach jedoch sämtliche Angeklagten frei.

Eine Nebenerscheinung dieser Episode am Rande der Weltgeschichte war es, daß Roßbach von dem Schutztruppen-General von Lettow-Vorbeck als Belohnung für seinen Einsatz den Tip mit den billigen Braunhemden bekam und diese damit zum Symbol einer noch heute verpönten politischen Bewegung machte. Sie wurden uns allen, ob wir sie trugen oder nicht, zum Schicksal.

Wer wie ich nicht daran glaubt, daß die Geschichte unseres Volkes nur eine Aneinanderreihung zufälliger Ereignisse ist, sondern im Gegenteil davon überzeugt ist, daß sie eine logische Folge sinnvoller Zusammenhänge unseres völkischen Schicksals darstellt, wird in der bisher vielleicht nicht ganz unbekannten, aber noch von keinem Zeitgeschichtler ergründeten Patenschaft des Schutztruppen-Generals für das äußere Gewand der SA einen tiefen Sinn erkennen. Hätte von Lettow-Vorbeck eine Generation später das Licht der Welt erblickt, wäre er gewiß, wie so viele bewährte junge Frontoffiziere, in unseren Reihen mitmarschiert. Aber er hatte, als der Erste Weltkrieg begann, bereits 44 Lebensjahre hinter sich, davon 25 in der Uniform des kaiserlichen

Heeres. Ersten Kriegsruhm erwarb er schon zu Beginn unseres nun zu Ende gehenden Jahrhunderts, als sich der chinesische Geheimbund der „Boxer" gegen die europäische Fremdherrschaft in ihrem Land erhob und ihr Aufstand in den Jahren 1900/1901 mit militärischer Gewalt niedergeschlagen wurde, wobei die kolonialpolitisch interessierten Briten ihrem deutschen Konkurrenten mit dem zum Sprichwort gewordenen Ruf „the Germans to the front" großzügigst den Vortritt ließen.

Schon wenige Jahre später konnte von Lettow-Vorbeck seine im Fernen Osten erworbenen Erfahrungen im Kolonialkrieg praktisch verwerten. In Deutsch-Südwestafrika, einem der wenigen deutschen Schutzgebiete, mit deren Erwerb sich das junge Kaiserreich in die machtvolle Gruppe der Kolonialmächte des vorigen Jahrhunderts einzureihen versuchte, hatte sich das kriegerische Bantu-Volk der Hereros erhoben, das selbst erst, von Osten kommend, in die spätere deutsche Kolonie eingefallen war. Im Jahr 1904 wurde von Lettow-Vorbeck mit der Niederwerfung des Aufstandes beauftragt, was 1907 mit der siegreichen Schlacht am Waterberg endgültig gelang. Noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges wurde er zum Kommandeur der deutschen Schutztruppe in Ostafrika ernannt, die aus nicht mehr als 216 deutschen Offizieren und Unteroffizieren und 2.540 angeworbenen schwarzen Soldaten bestand. Die Briten glaubten, mit ihnen leichtes Spiel zu haben, als sie mit einer gut bewaffneten und ausgebildeten, 8.000 Mann umfassenden Streitmacht ihrer Indien-Armee im Hafen von Tanga an der afrikanischen Küste des Indischen Ozeans zu landen versuchten. Sie wurden Anfang November 1914 mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Die US-Zeitschrift „Instauration" spricht in ihrer Dezember-Ausgabe 1996 von einer „totalen und beschämenden Niederlage der Briten". Sie und ihre Verbündeten kämpften mit insgesamt 250.000 Mann schwer bewaffnet und gut versorgt gegen die aus dem Boden gestampfte, an Mannschaften kleine, schlecht bewaffnete,

aber blendend geführte Schutztruppe, ohne sie bezwingen zu können. Noch am 12. November 1918, als der Kaiser schon nach Holland geflohen, die Republik ausgerufen und der Waffenstillstand unterzeichnet worden war, schlug die deutsche Schutztruppe in Afrika ihre letzte Schlacht. Dann legte sie auf Befehl aus Berlin ehrenvoll ihre Waffen nieder. Als von Lettow-Vorbeck 1953 – also im Alter von 83 Jahren – Tanganjika besuchte, wurde er von seinen ehemaligen schwarzen Soldaten auf den Schultern getragen. Elf Jahre später – 1964 – kehrte er nochmals nach Afrika zurück. Er hatte durchgesetzt, daß der Deutsche Bundestag den alten Schutztruppen-Soldaten ihren rückständigen Wehrsold auszahlen ließ. Im gleichen Jahr noch starb der Reichswehr-General Paul von Lettow-Vorbeck. Sein Einzug in Walhalla muß glorios gewesen sein. Meine alten SA-Kameraden, die er dort getroffen haben mag, brauchten sich wahrlich nicht zu schämen, seine braunen „Lettow-Hemden" getragen zu haben.

2. Kapitel

Lustlos im Lustgarten

Meine nicht eben glanzvolle Laufbahn in der Sturmabteilung (SA) der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei Adolf Hitlers begann, wie im noch heute wohlgehüteten Zentralarchiv der besagten Partei unschwer nachzulesen ist, am 1. Mai 1931. Genau ein Jahr später war sie beendet. Ich trat – auch das verzeichnet besagte Quelle mit geradezu peinlicher Genauigkeit – zum 1. Mai 1932 aus Partei und SA wieder aus. Das durfte man, ohne davon Nachteile erwarten zu müssen – nicht einmal politische und berufliche, wie meine spätere Laufbahn im Dritten Reich beweist. Ich war damals 20 Jahre alt. Mein Eintritt in Partei und SA hatte einiger Nachhilfe bedurft. Ich wurde in die beiden politischen Organisationen sozusagen hineingeprügelt. Wie es dazu kam, sei hier kurz geschildert.

Es war im Berliner Lustgarten, der einst als eine Art Auslauf für die Bewohner des preußischen Königsschlosses gedacht war. Schon im 15. Jahrhundert errichtet, hatte Schlüter den Bau 1698

vollendet. Die westlichen Alliierten legten ihn gegen Ende des Zweiten Weltkrieges in Trümmer, und ihre bolschewistischen Spießgesellen machten ihn bald darauf dem Erdboden gleich.

Zu meiner Zeit als SA-Mann wurden dort kaum mehr irgendwelche Lustempfindungen vermittelt. Der Lustgarten im Herzen der Reichshauptstadt war zum Tummelplatz der großen politischen Parteien der Weimarer Republik geworden. Ihre Redner und Politiker erprobten hier die Schlagkraft ihrer Argumente und das politische Fußvolk diejenige seiner Fäuste. Eine Großkundgebung löste die andere ab. Von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten traten die politischen Parteien und Organisationen hier gegeneinander an. Zur Verhinderung gewalttätiger Auseinandersetzungen mußte die Polizei immer stärkere Kräfte einsetzen. Reichskanzler war damals der christliche Gewerkschaftler Heinrich Brüning (1885-1970) von der Zentrumspartei, der durch die von ihm beim Reichspräsidenten erwirkten Notverordnungen, also Erlasse, die unter Ausschaltung des Parlaments zustande kamen, eine fragwürdige Berühmtheit erlangte. Eines dieser Edikte diente am 28. März 1931 der „Bekämpfung politischer Ausschreitungen". Ich wurde eines ihrer ersten Opfer. Und das kam so:

Mein Vater, der sich als Auslandsdeutscher bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges an die deutsche Front gemeldet hatte, war im Juni 1917 in Flandern gefallen. Meine Mutter hatte ihre vier kleinen Kinder schlecht und recht durch den Krieg und die Hungerblockade der Alliierten gebracht. Ihre schmale Kriegerwitwenrente reichte gerade für das Allernötigste. Wir lernten schon in jungen Jahren Not, ja Hunger kennen. Mein älterer Bruder und ich gehörten zu der Elendsarmee von mehr als sechs Millionen Deutschen, denen die Regierung keine Arbeit und schon gar keinen Lohn zu geben wußte. Der Nationalsozialismus schien uns, die wir einer traditionellen preußischen Offiziersfamilie angehörten, durch die soziale Komponente seiner politischen Idee

die richtige Lösung für die erdrückenden Nöte der Zeit. Mein Bruder war einer von den Millionen Wählern, die bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 der NSDAP zu ihrem spektakulären Sieg verhalfen. Mit einem Zuwachs von 95 Mandaten war diese zur zweitstärksten Fraktion des Reichstages geworden. Dieser einzigartige Erfolg hatte mit unzähligen anderen auch meinen Bruder veranlaßt, sich der offenbar kometenhaft aufsteigenden Hitler-Partei anzuschließen. Ich war noch weit von meinem 21. Lebensjahr entfernt, dessen Vollendung damals die Voraussetzung für die Wahlberechtigung der deutschen Bürger war. So war ich nur einer der Sympathisanten der NS-Bewegung, die von deren Aktivisten geringschätzig als „Mitläufer" bezeichnet wurden. Unser Erkennungszeichen war die sogenannte Wolfsangel, die Sonnenrad- oder Siegrune, die später das Symbol des nationalsozialistischen Jungvolks wurde. Wer sie zeigte, bekundete damit eine Gesinnung, aber nicht die verpflichtende Zugehörigkeit zu irgendeiner Partei oder sonstigen politischen Organisation.

Ich steckte dieses Kennzeichen an den Rockaufschlag, als der „Stahlhelm", der Bund der Frontsoldaten, zu einer Großkundgebung im Berliner Lustgarten aufgerufen hatte. Die „Systemparteien", wie wir all jene nannten, die sich durch ihre Beteiligung an der Mißwirtschaft jener Jahre die Finger beschmutzten, hatten eine Gegenkundgebung am gleichen Ort angekündigt. Das versprach interessant zu werden. Es würde so gut wie sicher zu Zusammenstößen kommen. Die politischen Außenstürmer auf beiden Seiten waren gespannt, wie sich die soeben von Hindenburg erlassene Notverordnung zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen dabei auswirken würde. Ich ahnte nicht, daß ich dabei so etwas wie ein politisches Versuchskaninchen darstellen sollte.

Die Zahlenangaben über die an diesem Frühlingstag im Berliner Lustgarten zusammengedrängte Menschenmenge schwank-

ten wie bei allen ähnlichen Veranstaltungen beträchtlich. Die Polizei sprach von Zehntausenden, optimistische Schätzungen gingen bis zu hunderttausend oder mehr Teilnehmern. Einer von ihnen war ein spargeldünner, noch nicht ganz ausgewachsener junger Mann in schlichter bürgerlicher Kleidung. Die Wolfsangel an meinem Rockaufschlag schaffte mir keine Freunde – schon gar nicht bei den Roten. Aber auch die SA-Männer, die ja selbst bei dieser Stahlhelm-Kundgebung nur Gäste waren und deren kompaktem Haufen ich mich angeschlossen hatte, wollten nichts von mir wissen. Man schubste mich nicht gerade weg, aber ein recht robust aussehender SA-Mann sagte unmißverständlich: „Geh' man lieber 'n bißchen zur Seite." Auf der Seite, wohin er mit dem Kopf wies, stand die „Kommune", wie die Angehörigen der KPD und besonders des RFB (Rotfrontkämpfer-Bund) von uns genannt wurden. So geriet ich an die auf den ersten Blick kaum zu erkennende Scheidelinie zwischen den kompakten Blöcken der roten und braunen Kämpfer. Die Polizei kannte sie im Gegensatz zu mir ganz genau. Sie wußte aus Erfahrung, daß Handgemenge zwischen den feindlichen Blöcken auf dieser unsichtbaren Trennungslinie auszubrechen pflegten. Nach der Notverordnung zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen war sie darauf vorbereitet, im gegebenen Fall mit brachialer Gewalt einzuschreiten. Das dabei zu benutzende Instrument, der Gummiknüppel, hing den Berliner Polizisten von damals leicht am Koppel. Sie hatten von ihm auf Befehl ihres Vizepräsidenten Bernhard (nach Goebbels: „Isidor") Weiß rücksichtslos Gebrauch zu machen.

Ich werde das Bild, das sich mir damals bot, nie vergessen. Wir standen Kopf an Kopf, dichtgedrängt in dem etwa 200 Meter im Quadrat messenden Lustgarten. Vor uns lag der imposante Bau des nach 1894 unter Wilhelm II. errichteten Domes. Seine gewaltige Freitreppe war von den Uniformen mehrerer Hundertschaften Polizei einheitlich frühlingsgrün gefärbt. Einsatzbereit schienen sie darauf zu warten, daß sich in der Menge unter ihnen et-

was regte, um sich und ihre Gummiknüppel in Bewegung zu setzen. Einstweilen waren von den antagonistischen Kampfverbänden zu ihren Füßen nur Sprechchöre und einzelne Rufe zu hören, mit denen dieser oder jener aufgefordert wurde, „zu verrecken“. Und dann plötzlich sprang irgendwo an der unsichtbaren Linie, die die feindlichen Blöcke voneinander trennte, der Funke über. Es war genau die Linie, auf die man mich abgedrängt hatte. Ein Handgemenge entstand. Schon setzte sich die Masse der aufmarschierten Polizei von der Domtreppe aus in Bewegung und stürzte sich wie eine grüne Riesenwelle auf die unter ihr brodelnde Masse.

Von allem, was sich in diesem Hexenkessel zutrug, weiß ich nur noch, daß mir plötzlich ein brennender Schmerz durch den Körper jagte, als mich der Gummiknüppel eines der uniformierten Ordnungshüter ins Genick traf. Ich taumelte, wurde von einem anderen Polizisten aufgefangen und mit eisernem Polizeigriff aus dem Getümmel abgeführt. Auf dem „Alex“, wie wir das Berliner Polizeipräsidium am nahen Alexanderplatz kurz nannten, traf ich dann wieder auf zahlreiche andere Kundgebungsteilnehmer der verschiedensten politischen Richtungen.

Ich sollte diesen wenig behaglichen Ort später in Ausübung meines SA-Dienstes noch oft wiedersehen. Nach Feststellung der Personalien wurden die meisten von uns wieder entlassen. Ich fuhr mit Empfindungen verschiedenster Art zurück in den entlegenen Vorort, in dem wir damals wohnten. Meiner Mutter und den Geschwistern verriet ich nichts von dem Erlebten. Schmerz, Enttäuschung, Wut, Aufbegehren mischten sich miteinander. Ich nahm die Wolfsangel vom Aufschlag meiner Jacke. Sie hatte mir meinen ungünstigen Platz im Lustgarten und damit Prügel und Festnahme eingetragen. Ich wollte sie jetzt gegen ein richtiges Hakenkreuz auf Armbinde und Parteiabzeichen eintauschen. Wenn schon, denn schon. Am nächsten Morgen meldete ich mich auf der örtlichen Geschäftsstelle der SA und bekam, nach mei-

nem Begehr befragt, ein Aufnahmeformular für den Beitritt zur NSDAP und deren SA ausgehändigt. Ich füllte es aus und gab es ab. Es trug das Datum vom 1. Mai 1931.

Als ich das Formular auf der Geschäftsstelle unseres örtlichen SA-Sturmes abgab, sah mich der diensttuende Schreiber (nach dem soeben von der Polizei verhängten Uniformverbot in schäbigem Zivil wie ich) mit, wie mir schien, etwas fragendem Blick an. „Du heißt Wilfred von Oven", sagte er. Das war nicht zu bestreiten. Ich nickte. „Dann biste wohl adlich", fuhr er fort. Erneut bejahendes Kopfnicken. „Wie unser Prinz ‚Auwi'." Ich wehrte ab: Der sei ein Sohn des letzten Kaisers (der damals als Flüchtling in Holland lebte, wo er auch 1941 starb) und etwas ganz anderes als wir von einfachem Adel. „Aber der ‚Auwi' ist knorke", erwiderte mein neuer SA-Kamerad. Er habe ihn auf einer Versammlung als Redner gehört. „Der spricht wie eener von uns. Der is nich doof." Das war der Kaisersohn ganz gewiß nicht, auch wenn mein späterer Chef, Dr. Josef Goebbels, ihn in seinen Tagebüchern (Eintragung vom 5. August 1929) „als Mensch sehr anständig", aber „etwas senil" nannte, nachdem er ihm beim Reichsparteitag in Nürnberg das erste Mal begegnet war. Da war Prinz August-Wilhelm ganze 42 Jahre alt, so daß ich diese Charakterisierung durch den zehn Jahre jüngeren Goebbels für übertrieben halte. Zeitzeugen, die ihn besser kannten, nannten ihn „zurückhaltend". Er war fraglos introvertiert. Er malte und dichtete; er machte sich über die trostlosen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im damaligen Deutschland seine eigenen Gedanken. Sie waren unseren Vorstellungen ähnlicher als denen seiner nächsten Verwandten, insbesondere des Kaisers selbst und seiner anderen fünf Söhne. Darum suchte er Kontakt mit den führenden Persönlichkeiten der NSDAP. Goebbels berichtet in derselben Tagebucheintragung auch über seine Unterhaltung mit dem zaghaften Hohenzollern-Prinzen: „Ich nehme kein Blatt vor den Mund. Aber er scheint das nicht übelzunehmen." Und er

fragt: „Ob man noch etwas aus ihm machen kann?“ Man konnte. Der Prinz, der schon 1907 im damals noch deutschen Straßburg erfolgreich den akademischen Grad eines Doktors der Staatswissenschaften erworben hatte, war außerdem königlich-preußischer Oberst und Regierungsassessor und trat wenige Monate nach seiner ersten Unterhaltung mit Goebbels der NSDAP bei. Hitler maß diesem Akt so viel Bedeutung bei, daß er Prinz „Auwi“ eine der für besondere Fälle reservierten, ganz niedrigen Mitgliedsnummern zuteilte: die 24! Schon 1933 erhielt „Auwi“, der inzwischen auch der SA beigetreten war, das Goldene Parteiabzeichen, wurde Preußischer Staatsrat und Mitglied des Reichstages. Noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erhielt er am 31. Juni 1939 in der SA den höchsten Dienstgrad eines Obergruppenführers. Als solcher wurde er bei der Kapitulation 1945 verhaftet und zu zweieinhalb Jahren Zwangsarbeit, zu Vermögensbeschlagnahme und Berufsverbot verurteilt. Die Zwangsarbeit brauchte er nicht abzuleisten, sie wurde ihm auf die verbüßte Haft angerechnet. Wenig später, am 25. März 1949, starb der kaiserliche SA-Führer mit nur 62 Jahren. Goebbels, der sich in den bisher bekanntgewordenen Teilen seiner Tagebücher erstaunlich oft mit dem Hohenzollernprinzen beschäftigt, nannte ihn zuletzt (am 17. Dezember 1936) „einen armen Teufel“. Das war sein hochgeborener Parteigenosse ohne Frage, und zwar schon lange, bevor ihn die Sieger und Umerzieher „in die Mache“ nahmen. Dr. Goebbels ergänzte diese Eintragung durch die ebenso zutreffende Bemerkung: „Aber er hat unter den anderen Hohenzollern mitzuleiden.“ Er bezog sich dabei weniger auf den letzten einst regierenden Hohenzollern, Kaiser Wilhelm II. (1859-1941), der im November 1918 vor den meuternden Marxisten nach Holland geflohen war, von wo aus er das Dritte Reich in seiner vollen Blüte erlebte, sondern vor allem auf dessen Enkel, Kronprinz Louis Ferdinand (1907-1994), der im Gegensatz zu seinem Vater und Großvater nie auf seine (nur theoretischen)

Thronrechte verzichtete, die er über gewisse Kreise des Widerstandes (Goerdeler, Canaris und Oster) geltend zu machen versuchte. Daß er sich als Vermittler dabei eines Otto John bediente (den er aus gemeinsamer Tätigkeit bei der Lufthansa kannte), der das Dritte Reich verriet, hat Goebbels „den anderen Hohenzollern" nie verziehen, wie er mir gegenüber im persönlichen Gespräch wiederholt betonte. John setzte auch später noch als erster Chef des Verfassungsschutzes seine verräterische Tätigkeit in der Bundesrepublik Deutschland fort und wurde deshalb als Landesverräter rechtskräftig verurteilt und eingesperrt.

„Auwi" war in der Beurteilung des ehemaligen Kaiserhauses durch Goebbels eine völlige Ausnahme. Noch vor seinem Beitritt zur NSDAP am 1. April 1930 gebrauchte Goebbels für ihn in seinen Tagebucheintragungen im Verlauf eines einzigen Jahres dreimal (am 23. Januar, 2. März und 12. Juni 1930) den Ausdruck „ein guter Kerl". Das läßt keine Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser Titulierung zu.

Was Adolf Hitlers Propagandaminister, den SA-Obergruppenführer aus dem Kaiserhaus und mich, den einfachen SA-Mann, am stärksten verbindet, ist jedoch die persönliche Bekanntschaft mit dem Polizeiknüppel der Weimarer Republik. Wie ich dazu kam, hat der Leser schon auf den ersten Seiten dieses Kapitels erfahren. Goebbels und der Prinz hatten ihr Gummiknüppel-Erlebnis zur gleichen Zeit an einem anderen Ort. Der Minister erzählte gern und detailliert davon. In seinen Tagebüchern begnügte er sich mit Stichworten. Am 21. März 1931 notierte er: „Gestern ... Königsberg ... ich darf nicht reden. Auwi redet ... Zum Bahnhof ... Polizei ... Gummiknüppel ... Auch Auwi bekommt ... Schläge ... ich selbst werde niedergehauen ... Ohnmacht ... Sauwut. Der Gummiknüppel macht hart, mich auch ..."

Wir drei hatten in unserer politischen Laufbahn, auf so verschiedenen Ebenen sie auch verlief, das gleiche Schlüsselerlebnis. Die an uns geübte Gewalt machte uns hart. Auch Adolf Hitler be-

schrieb dieses Phänomen in seinem Buch. So fanden Millionen Menschen der verschiedensten Herkunft, Gesellschaftsschichten, Bildung und Altersklassen zusammen. Ihr Sammelbecken war die SA.

3. Kapitel

Hakenkreuz am Stahlhelm

Wann genau die SA ihren ersten Lebensschrei ausstieß, ist heute mit Gewißheit nicht mehr festzustellen. Nur daß sie ein Kind des verlorenen Ersten Weltkrieges war, steht fest. Wer die Nabelschnur durchschnitt und wann das geschah, weiß man nicht genau. Unbestritten bleibt, daß die SA nicht in Berlin oder gar in dessen Lustgarten gezeugt und geboren wurde, sondern in München, das bis 1945 die „Hauptstadt der Bewegung“ blieb. Gezeugt wurde dieses politische Kind fraglos an einem 8./9. November, fünf Jahre vor dem Marsch auf die Feldherrnhalle und 71 Jahre vor dem Sturz der Berliner Mauer 1989, die marxistischer Wahnsinn zur Verewigung der Teilung Deutschlands hatte errichten lassen. An diesem 9. November 1918 hatte der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann, der kurz zuvor als Staatssekretär in das letzte kaiserliche Kabinett des liberalen Kanzlers Prinz Max von Baden berufen worden war, aus einem Fenster des Reichstages in Berlin die Republik ausgerufen,

nachdem bereits am 3. November die Matrosen in Kiel meuterten und die Waffenstillstandsverhandlungen im Wald von Compiègne begonnen hatten.

In Bayern hatte man sich schon am Tag zuvor nicht nur von der Kaiserherrschaft, sondern auch von der vermeintlichen preußischen Bevormundung losgesagt, indem man das Land nach örtlichen Unruhen am 8. November 1918 zum „Freistaat" erklärte, was es – trotz völliger Integration ins Deutsche Reich und später in die Bundesrepublik Deutschland – formell auf Grund seiner eigenen Verfassung von 1946 bis heute geblieben ist. Der rede- und schriftgewandte Linkssozialist Kurt Eisner (1867–1919) ließ sich als selbsternannter Ministerpräsident im Bayerischen Landtag nieder. Er glaubte, sich den demokratischen Luxus allgemeiner Wahlen leisten zu können, die ihm jedoch am 12. Januar 1919 eine vernichtende Niederlage eintrugen. Seine Partei, die sogenannte „Unabhängige Sozialdemokratische", bekam nur drei der 190 verfügbaren Sitze. Die stärkste Partei blieb mit 66 Abgeordneten die (katholische) Bayerische Volkspartei, in deren Fußstapfen nach 1945 die CSU trat. So hätte Eisner nie demokratisch regieren können, falls das überhaupt jemals seine Absicht gewesen sein sollte. Im Gegenteil, er begann sofort nach Bekanntwerden des für ihn niederschmetternden Wahlergebnisses mit den außerparlamentarischen Arbeiter- und Soldatenräten der revolutionären Marxisten zu packeln, die sich auf eine baldige Machtübernahme und Proklamierung der Räterepublik Bayern vorbereiteten.

Es kam nicht mehr dazu, denn als er sich, sein bereits geschriebenes Rücktrittsgesuch zugunsten eines revolutionären Arbeiter- und Soldatenrates nach bolschewistischem Muster in der Tasche, in den Landtag begeben wollte, wurde er auf offener Straße erschossen.

Der Täter war ein ehemaliger Offizier, Anton Graf von Arco-Valley, den der sehr sorgfältig recherchierende bayerische Zeit-

geschichtler Georg Franz-Willing in seinem ausgezeichneten dreibändigen Werk über den „Ursprung der Hitlerbewegung“[6] als „Halbjuden“ bezeichnet. Graf von Arco-Valley kam mit einer mehr als milden Strafe davon, wie er in seinem eigenen aus diesem Anlaß verfaßten Buch[7] berichtet. Als die Ermordung Eisners am 21. Februar 1919 im bayerischen Landtag bekannt wurde, verwandelte sich dieser in einen Hexenkessel. Kaum hatte der Chef der Mehrheitssozialdemokraten, Erhard Auer, seiner proletarischen Empörung in einer kurzen Rede Ausdruck verliehen, begann eine wilde Schießerei, bei der als erster der Redner schwer verwundet wurde. Die Minister der Revolutionsregierung, die sich in seiner unmittelbaren Nähe befanden, kamen mit dem Schrecken davon. Aber zwei weitere Statisten des Räte-Intermezzos wurden im Durcheinander des Kugelhagels getötet. Der Todesschütze konnte bei der von ihm ausgelösten Panik entkommen. Es war einer der bolschewistischen Arbeiter-„Räte“, der Metzger Linder, von dem der damalige Inhaber des Militärressorts im „Rat der Volksbeauftragten“ (Kriegsminister) zu Berlin, Gustav Noske (1868-1946), behauptete, er habe in bestimmtem Auftrag gehandelt. Seine Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, wenn er sie auch nie mit überzeugenden Argumenten untermauern konnte. Immerhin war Noske, eine der beachtlichsten Figuren in der Regierung der sich konsolidierenden Weimarer Republik, durch diese (und bald noch folgende andere) Gewalttaten im aufsässigen Freistaat Bayern gewarnt.

An diesem Punkt der Entwicklung der revolutionären Ereignisse in Bayern tritt erstmalig eine von Geheimnis und Gerüchten umwitterte Gesellschaft öffentlich in Erscheinung: die „Thule-Gesellschaft“, ein „Germanenorden“, bei dessen Gründung Rudolf von Sebottendorf sich am 9. November 1918 auf „die gestrige Revolution“ als „gemacht von Niederrassigen, um den Germanen zu verderben“, bezog, sie aber gleichzeitig auch als den „Beginn der Läuterung“ bezeichnete. Die „Thule-Gesell-

schaft", benannt nach der sagenhaften Nordlandinsel, die der griechische Seefahrer Pythias schon im 4. Jahrhundert v.d.Zw. entdeckt und beschrieben hatte (wahrscheinlich die heutigen Shetland-Inseln), wurde die mythologische Wiege des Nationalsozialismus. Alles, was in den ersten Jahren seines Entstehens Rang und Namen hatte, ging aus diesem Orden hervor. Geistiger Mittelpunkt war der Dichter Dietrich Eckart (1868-1923), dessen Name, im Druck hervorgehoben, am Ende von Hitlers „Mein Kampf" steht. Hitler selbst war nur eine der anfänglichen Randfiguren, wie sein späterer Stellvertreter an der Spitze der Partei, Rudolf Heß, ein Kommentator des Parteiprogramms, Gottfried Feder, der Ideologe der Bewegung, Alfred Rosenberg, der Reichswehr-Hauptmann Ernst Röhm und nicht zuletzt auch der Eisenbahn-Schlosser Anton Drexler, der im Januar 1919 die „Deutsche Arbeiterpartei" gegründet hatte, aus der später Hitlers NSDAP mit ihrer SA hervorging.

Von Sebottendorf hatte am 9. November 1918 seine Gründungsrede der „Thule-Gesellschaft" mit den mehr als deutlichen Worten abgeschlossen: „Nun wollen wir reden vom Deutschen Reich, jetzt wollen wir sagen, daß der Jude unser Feind ist, von heute ab werden wir handeln ..." Alle wußten, wen und was er damit meinte.

Nach Eisners Ermordung bildete dessen Kultusminister Hoffmann eine vorwiegend aus Sozialdemokraten bestehende Regierung, die nicht nur wie ihr Chef sehr weit links ausgerichtet war, sondern außerdem von einem sogenannten „Revolutionären Zentralrat" abhing. Dieser bestand aus den jüdischen Intellektuellen Toller, Mühsam und Landauer, die bis zum Ende des Krieges in dem Schwabinger Café „Stefanie" getagt und ihr rotes Garn gesponnen hatten. Es wurde als „Café Größenwahn" populär. Toller, Mühsam und Landauer hatten sich mit dem gleichfalls knallroten Matrosen Egelhofer zusammengetan, der mit seinen 23 Lebensjahren schon an der Kieler Meuterei vom Novem-

ber 1918 teilgenommen hatte und der im Frühjahr 1919 zum Befehlshaber der aus Deserteuren und anderen Kriminellen gebildeten „Roten Armee“ Bayerns ernannt wurde.

Von den revolutionären Ereignissen in Ungarn ermutigt, wo Béla Kun, von Lenin beauftragt, sein bolschewistisches Schrekkensregime errichtet hatte und bis 1920 halten konnte, wurde am 7. April 1919 von dem größenwahnsinnigen Kleeblatt in Schwabing die „Räterepublik Bayern“ proklamiert. Die legale Regierung Hoffmann suchte ihr Heil in der Flucht und buhlte von Bamberg aus um Hilfe bei der „Thule-Gesellschaft“, die sich inzwischen erfolgreich mit der Aufstellung militärischer Verbände beschäftigt hatte. Mit Hilfe wohlhabender Münchener Bürger hatte sie das Freikorps Oberland aufgestellt und recht gut bewaffnet.

Toller und Genossen bemühten sich – zum Glück nur wenige Tage lang –, die Räterepublik Bayern in ein Tollhaus zu verwandeln. Sie delirierten: „Eine Wiese voll Blumen muß die Welt werden, in der jeder sein Teil pflücken kann.“ Ein von Landauer diktierter Erlaß bestimmte: „Jeder arbeitet, wie er es für gut hält; das Unterordnungsverhältnis wird aufgehoben, das juristische Denken hat aufgehört.“ Toller ging's wirklich nicht.

Wenige Tage später übernahmen dann beinharte Kommunisten unter Führung des von Max Lewien gegründeten Münchener Spartakusbundes die Herrschaft. Ihm gehörten in führender Position auch russische Juden wie Leviné-Niessen und Tobias Axelrod an. Der zeitweilige SPD-Ministerpräsident Bayerns, Wilhelm Hoegner (1887-1980), spricht in seinem Erinnerungsbuch „Die verratene Republik“[8] von einer politischen Organisation seiner engeren Heimat, in der einige Juden – wie Leviné-Niessen, Wadler, Toller, Mühsam und andere – eine hervorragende Rolle gespielt hätten. Nach ihrem katastrophalen Versagen und schnellen Sturz, so stellt er fest, „nahm der Judenhaß in Bayern bedrohliche Formen an“.

Zur Weißglut steigerte er sich durch eine bolschewistische Mordaktion an Mitgliedern der „Thule-Gesellschaft" mit Hilfe der Roten Armee Egelhofers am 26. April 1919. Eine Hausdurchsuchung förderte antikommunistisches und judenfeindliches Material zutage. Von den rund 200 Mitgliedern des Ordens konnte man nur sieben ergreifen, unter ihnen die Sekretärin der Gesellschaft, Heila Gräfin von Westarp. Sie (und andere Münchener Bürger) wurden eingesperrt und zu Geiseln erklärt, als die Bolschewistenherrschaft in Bayern unter dem Druck der sich bewaffnenden Bevölkerung und der von Berlin entsandten regulären Truppen zusammenzubrechen drohte. Zehn Geiseln, darunter die festgenommenen Mitglieder der „Thule-Gesellschaft", wurden nicht etwa an die Wand des als Gefängnis dienenden Luitpold-Gymnasiums in München gestellt und erschossen, sondern mit Gewehrkolben niedergeschlagen und grauenvoll zu Tode getrampelt. Das geschah am 30. April 1919.

Es waren „Thule"-Leute, die als erste für ihr Wahrzeichen, das Hakenkreuz, ihr Leben ließen, schon lange bevor die SA entstand, sich bewähren und ihre Partei 1933 an die Macht bringen konnte. Von Sebottendorf widmete ihnen sein bereits genanntes Buch und nannte ihre Namen, die auch in diesem Buch nicht fehlen dürfen: Heila Gräfin von Westarp, Gustav Franz Maria Prinz von Thurn und Taxis, Franz Karl Freiherr von Teuchert, Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz, Anton Daumenlang, Walter Deike und Walter Nauhaus.

Geiselerschießungen mögen im Kriegsfall noch irgendwie zu rechtfertigen sein, und sie sind im Zweiten Weltkrieg leider auf beiden Seiten praktiziert worden. In einem Bürgerkrieg und von illegalen Gewalttätern wie damals in München begangen, sind sie jedoch eines der widerwärtigsten Verbrechen. Die spätere standrechtliche Erschießung Leviné-Niessens war voll berechtigt und wurde wohl von niemandem bedauert. Der gleichfalls als Verantwortlicher erwischte Axelrod wurde als sowjetischer

Staatsbürger an Moskau ausgeliefert, wo sich seine Spur im Chaos der dort herrschenden Zustände verlor.

Mich persönlich beeindruckte das Schicksal dieser Opfer tief. Ich war damals noch keine sieben Jahre alt und bereits durch den Tod meines Vaters an der Flandernfront stark bewegt und geformt worden. Heila von Westarp war in unserer Familie keine Unbekannte, auch wenn ihre weltanschauliche Einstellung nicht geteilt oder auch nur verstanden wurde. Die Familien von Westarp und von Oven hatten wiederholt untereinander geheiratet. Schon mein Urgroßvater Karl (1824-1907) hatte 1851 eine Gräfin Emma von Westarp zur Frau genommen. Ihre Tochter Godela heiratete 1894 Adolf Graf von Westarp, der bis 1915 in München lebte. Ihre Tochter Heila war meiner Mutter, die schon vor dem Ersten Weltkrieg nach bestandenem Lehrerexamen als Hauslehrerin zu Deutschen nach La Paz (Bolivien) gegangen war und dort meinen am gleichen Ort tätigen Vater Kurd kennengelernt und geheiratet hatte, zwar nicht persönlich, aber aus Berichten im Familienkreis bekannt, ja vertraut. Ihr grausiges Schicksal vom 30. April 1919 rührte sie wieder zu bitteren Tränen, wie schon wenig mehr als zwei Jahre zuvor der Heldentod ihres Mannes. Wir Kinder litten mit ihr.

Die ganze Familie bangte jetzt verstärkt um das Schicksal derjenigen ihrer Angehörigen, die zwar den Krieg überlebt hatten, aber nun aktiv in das revolutionäre Geschehen der Heimat verwickelt waren. Gefallen waren bereits – alle an der Westfront – außer meinem Vater auch dessen Bruder Udo (1866-1914) als Oberstleutnant und Kommandeur des Leibgarde-Infanterie-Regiments (1. Großherzog Hessisches) Nr. 115 und dessen Sohn Günther (mit 19 Jahren) als königlich preußischer Leutnant im 3. Garde-Regiment zu Fuß am Chemin des Dames bei Laon.[9] Jetzt führte ein anderer Bruder meines Vaters, mein Patenonkel Georg (1868-1938), als Generalmajor und Träger des „Pour le mérite" (für die Erstürmung des Forts Douaumont vor Verdun) ein von

ihm aufgestelltes Freikorps bei der Niederschlagung des Spartakisten-Aufstandes in Berlin. Als er diese militärische Aufgabe erfolgreich beendet hatte, wandte er sich einem anderen – nichtmilitärischen – Beruf zu. Als gläubiger und militanter evangelischer Christ begann er zu predigen. Seine Evangelisations-Veranstaltungen wurden dadurch ein besonderer Erfolg, daß er sie – als Erbe der musikalischen Anlagen unserer Familie – mit einem Trompetensolo begann und beendete. Daß sein Patensohn Wilfred nicht in seine christlichen Fußstapfen trat, schmerzte ihn tief. Und als dieser 1931 in die SA eintrat, glaubte Georg, ihn ernstlich warnen zu müssen – ohne Erfolg. Georg von Oven starb, ehe das Dritte Reich zusammenbrach und liegt noch heute als „Pour le mérite"-Träger auf dem Invalidenfriedhof von Berlin begraben. Erfreulicherweise wurde seine letzte Ruhestätte nicht – wie diejenige von Horst Wessel auf dem gleichen Begräbnisplatz – von unseren ewigen Feinden und ihren Lakaien geschändet.

Dieser Patenonkel, der kein Nationalsozialist wurde, trat in jenen ersten bewegten Nachkriegsjahren Deutschlands öffentlich weniger in Erscheinung als sein Vetter Ernst (1859–1945). Er war bei Ende des Ersten Weltkrieges der rangälteste Offizier im Dienste des deutschen Heeres und als solcher dem ersten sozialdemokratischen Reichswehrminister Gustav Noske unterstellt. Dieser zivile Vorgesetzte erteilte ihm auf den Hilfeschrei der legalen, nach Bamberg geflüchteten bayerischen Regierung den Befehl, mit den ihm unterstehenden Einheiten der in Bildung begriffenen Reichswehr und allen verfügbaren örtlichen Verbänden – antikommunistischen Freikorps, Bürgerwehren und sonstigen Organisationen – die marxistische Revolution in Bayern niederzuschlagen und dort für Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Verband der jungen deutschen Republik zu sorgen. Ernst von Oven führte diesen Befehl, wie früher diejenigen seines Kaisers, sofort und gründlich aus. Einen Orden „Pour le

mérite“ wie auf dem Schlachtfeld erhielt er dafür nicht. Er erwartete bei der Ausführung dieses Auftrages auch gar keine Auszeichnung, ja nicht einmal Dank. Er erfüllte seine Pflicht auch gegenüber einer ungeliebten Obrigkeit. Daß es sehr wahrscheinlich er war, der mit seinem schlagartigen Unternehmen gegen den bolschewistischen Terror in München der jungen und bereits taumelnden Weimarer Republik das Leben rettete, nahm damals im marxistischen Regierungslager in Berlin kaum jemand zur Kenntnis. Im nationalen Lager dagegen nahm man meinem Onkel Ernst die politische Lebensrettung eines ungeliebten Systems übel. Er hatte überdies seine Kameraden und Standesgenossen im Generalsrang davor gewarnt, sich in die Politik einzumischen. Am sogenannten „Kapp-Putsch“ vom März 1920 beteiligte er sich daher nicht. In der nationalsozialistischen Propaganda und Publizistik wurden er und seine Hauptrolle bei der Rückeroberung Münchens systematisch heruntergespielt, ja schließlich gar verschwiegen. Als Befreier Münchens baute man die durchaus ehrenwerte Person des Obersten und späteren Generals und Reichsstatthalters sowie SA-Obergruppenführers Franz Ritter von Epp auf, dessen Freikorps – wie alle anderen Freiwilligen- und Selbstschutz-Verbände – allerdings dem Befehl des Reichswehrgenerals Ernst von Oven unterstellt war. Mit vereinten Kräften machten sie dem roten Spuk in München ein schnelles Ende. Am 30. April hatte der Geiselmord im Luitpold-Gymnasium stattgefunden. Am 1. Mai rückte General von Oven in München ein und brachte die bayerische Hauptstadt schnell in seinen Besitz – sowie das marxistische Gesindel, das all die Wirren und das Blutvergießen angerichtet hatte, hinter Gitter. An diesem Tag meldete er dem sozialdemokratischen Minister Noske schlicht und zutreffend: „München fest in meiner Hand.“

Wir ganz jungen Menschen von damals wurden von den Tagesereignissen, deren Resonanz aus den Unterhaltungen der Erwachsenen zu uns drang, tief bewegt. Das schlug sich zunächst

in unseren kindlichen Spielen nieder. Wir spielten nicht mehr „Räuber und Gendarm" oder „Indianer und Trapper" wie einst die Eltern, sondern mit Vorliebe „Freikorps und Spartakisten". Die meisten von uns wollten natürlich auf der Seite der Freikorps stehen. Aber mir klingt heute noch die Stimme Friedchens, der Tochter einer uns in Schlesien benachbarten braven Arbeiterfamilie, im Ohr, wie sie rief: „Ich mecht' a Spartakiste sein." Sie hatte von den marxistischen Greueln, vor allem in München, wohl noch nie etwas gehört. Bei uns war das anders. Das Schicksal Heila von Westarps und der anderen im Luitpold-Gymnasium ermordeten Geiseln sowie der Einsatz meiner beiden Onkel gegen die spartakistische Revolution war in unserer Familie damals täglicher Gesprächsstoff. Sie prägten uns fürs ganze Leben.

Die folgenden drei Generationen im deutschen Sprachraum wurden von der Umerziehung so intensiv und rücksichtslos bearbeitet, daß sich heute nur noch wenige der einzigartigen Leistungen und Leiden unseres Volkes bewußt sind. Darum habe ich diese Erlebnisse und Eindrücke aus meiner Kindheit an den Anfang dieses Buches gestellt und werde in einem späteren Kapitel noch einmal darauf zurückkommen. Man mag die politische Kampforganisation der SA bewundern oder verdammen, aber man kann die Einmaligkeit jener, mit vier Millionen aktiven Mitgliedern größten politischen Kampforganisation der deutschen, ja vielleicht der Weltgeschichte, nicht bestreiten. Ich stand in ihren Reihen. Nie habe ich es geleugnet und scheue mich keineswegs, es zu bekennen, unabhängig davon, daß die SA die einzige in Nürnberg angeklagte Organisation blieb, die nicht als „verbrecherisch" erklärt wurde.

Das Hakenkreuz haben wir alle getragen; den Stahlhelm zur Uniform aber trugen nur die wenigen, die von Röhm 1933 und 1934 in die Stabswachen der SA und von Göring in das von ihm so benannte Regiment „Feldherrnhalle" übernommen wurden. „Hakenkreuz am Stahlhelm" war das Kenn- und Losungswort

der Marinebrigade Ehrhardt, die von diesem kaiserlichen Seeoffizier nach Ende des Ersten Weltkrieges gegründet und hervorragend geführt wurde. Das Lied dazu mit seinem kurzen Text und der anspruchslosen, aber einprägsamen Melodie gehörte zum Liedgut der SA und wurde von uns gewiß nicht schön, aber doch laut und gern gesungen, wobei wir allerdings die entscheidenden Worte „die Brigade Ehrhardt" durch „Sturmabteilung Hitler" ersetzten. Wir machten uns über diese Verletzung des Urheberrechts keine Gedanken. Wer von uns wußte damals schon, wer dieser Kapitän Hermann Ehrhardt überhaupt war? Der bayerische Historiker Georg Franz-Willing[10] hat die Brigade Ehrhardt die „Mutterorganisation der SA" genannt. Man wird den Kapitän selbst daher wohl mit Recht als ihren Vater betrachten dürfen.

Ein Nationalsozialist aber war er deswegen nicht, vielleicht sogar das Gegenteil. Er war ein hervorragender Offizier, ein vorbildlich nationaler Deutscher und ein treuer Untertan seines Kaisers. Hakenkreuz und Schwarz-Weiß-Rot, die Elemente der Fahne, zunächst der NSDAP und später des Dritten Reiches, waren nicht seine Erfindung. Das Hakenkreuz ist im Lebensraum der Germanen bis ins Bronzezeitalter und in Asien (vom Sanskrit als Swastika bezeichnet) bis in das 3. Jahrtausend vor der Zeitwende als allgemein gültiges Heilszeichen nachweisbar. Und die schwarz-weiß-roten Farben hatte Bismarck aus dem Schwarz-Weiß Preußens und dem Rot der Hansestädte trefflich zusammengestellt. Es war also nichts Neues oder gar Revolutionäres, sondern etwas durchaus Traditionelles, Konservatives, das Ehrhardt der entstehenden politischen Kampftruppe der NSDAP vermachte. Immerhin war er ja schon 33 Jahre alt, als er als Offizier der kaiserlichen Kriegsmarine in den Ersten Weltkrieg zog, während das Alter der ersten SA-Leute mindestens 17 und höchstens 23 Jahre betragen sollte. Von ihnen durfte man ein lediglich konservatives Nationalgefühl, wie es Ehrhardt motivierte, nicht

erwarten. Sie waren auch noch revolutionär, vor allem auf sozialem Gebiet.

Ehrhardt wurde nicht zum Ideologen, aber zum Organisator und militärischen Mentor der entstehenden SA. Er stellte ihr nicht nur seinen Rat und seine organisatorische Unterstützung, sondern auch die besten seiner Offiziere zur Verfügung. Der erste Führer einer regelrechten SA-Formation in München wurde im August 1921 der Leutnant zur See, Hans Ulrich Klintzsch, von der Marinebrigade Ehrhardt, nachdem der NSDAP-Vorsitzende Adolf Hitler am 3. August 1921 eine als „Turn- und Sport-Abteilung" getarnte politische Schutztruppe für die Veranstaltungen seiner Partei gegründet hatte. Klintzsch hatte im Juni 1921 seinen Abschied aus der Kriegsmarine genommen, um in München zu studieren. Er war sofort der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei beigetreten. An die Öffentlichkeit trat der junge Klintzsch erstmals durch einen Aufruf „an unsere deutsche Jugend", der in der Ausgabe Nr. 64 des „Völkischen Beobachters" (VB) vom 14. Februar 1921 erschien und von ihm unterzeichnet war. Er nahm der neuen Formation all ihre scheinbare Harmlosigkeit, indem er sie einen „Sturmbock" der Bewegung nannte, was ihrer späteren und endgültigen Bezeichnung als „Sturmabteilung" – oder abgekürzt SA – durchaus entsprach. Sie sollte – und diesen Auftrag hatte auch Hitler ihr bei der Gründung gegeben – den Schutz „für die von den Führern zu leistende Aufklärungsarbeit" stellen.

Aber der junge Leutnant zur See a.D. hatte eben auch als Zivilist seine militärischen Eierschalen noch nicht ganz abgeworfen. Und so enthielt sein zitierter Aufruf im „Völkischen Beobachter" für die von ihm geführte „Turn- und Sportabteilung" auch den Auftrag: „Sie soll Trägerin des Wehrgedankens eines freien Volkes sein." Das entsprach, wie man heute weiß, schon damals nicht genau der Auffassung, die Adolf Hitler von den Aufgaben seiner SA hatte. Er hatte nichts gegen die Pflege des Wehrgedan-

kens, dafür war er zu lange Frontsoldat gewesen, und das Entstehen seiner eigenen politischen Partei hatte er noch im Auftrag und im Sold als „Bildungsoffizier" der jungen Reichswehr mitgemacht. Er brauchte jetzt Soldaten – gewiß, aber politische Soldaten. Wehrverbände gab es damals in Deutschland genug, besonders in Bayern. Seine „Turn- und Sportabteilung" sollte etwas anderes sein. Er suchte kräftige, gesunde junge Männer, die, politisch in seinem Sinn erzogen, den marxistischen Terror brechen sollten. Wichtiger als Exerzieren und Schießen erschien ihm, wie sein wenig später geschriebenes Buch „Mein Kampf" ausführlich erläuterte, sportliche Ausbildung, vor allem auch in Boxen und Jiu-Jitsu, wie damals ein fernöstlicher Vorläufer des heutigen Karate genannt wurde. Frontkameraden des eben beendeten Weltkrieges stellten einen großen Teil der Anhänger, die Adolf Hitler um sich scharte. Unter den ersten Führern der SA begegnen wir, außer dem Leutnant Klintzsch, einem weiteren Seeoffizier, Kapitän Alfred Hoffmann (Stabschef), sodann Oberleutnant Wilhelm Brückner (Chef des SA-Regiments München), Leutnant a.D. Rudolf Heß (Gründer und Führer des Studentensturms München), den Leutnants Wegelin und Baldenius, Major Streck und schließlich Fliegerhauptmann Hermann Göring, der im Frühjahr 1923 Oberster SA-Führer wurde und beim Marsch auf die Feldherrnhalle schwer verwundet werden sollte.

Adolf Hitler hat im zweiten Band seines Buches über die ersten Gefolgsleute seiner Bewegung geschrieben, es seien zum Teil Kameraden gewesen, „die ich vom Militärdienst her kannte". Die erste Gelegenheit, sich für ihn und seine Sache mit den Fäusten einzusetzen, ergab sich im Oktober 1919 bei einer Versammlung im „Eberlbräukeller" in München, die von Marxisten gesprengt oder doch wenigstens gestört werden sollte. „Gleich einem Schwarm Hornissen flogen sie auf die Störer", heißt es in „Mein Kampf"[11] anschaulich: „Die Unruhestifter flogen mit zerbeulten Köpfen die Treppe hinunter." Das wiederholte sich in größerem

Umfang bei der Versammlung, die für den 24. Februar 1920 im repräsentativen Hofbräuhaus in München anberaumt war. Die roten Rabauken, die sich schon wenige Monate zuvor bei ihrer Gewalttätigkeit gegen die sich formierende neue politische Kraft blutige Köpfe geholt hatten, versuchten noch einmal, ihre Vorherrschaft durchzusetzen. Es war wiederum vergebens. Die kleine, aber im wahrsten Sinn des Wortes schlagkräftige Mannschaft, die Emil Maurice aus Gleichgesinnten zusammengestellt, ausgebildet und im Nahkampf geübt hatte, setzte sich wiederum durch. Sie bewies dem Gegner, daß mit ihr nicht zu spaßen war. Ihre Angehörigen hatten von ihrem Chef gelernt, „daß Terror nur durch Terror zu brechen sei, daß auf dieser Erde der Mutige und Entschlossene noch stets den Erfolg für sich gehabt habe", wie er das später in der Festung Landsberg für sein Buch formulierte.

Der damalige Anführer der kleinen Schar lebte seinen jungen Kameraden das Gelehrte vor. Seine Hände waren eigentlich nicht dafür gemacht. Sie waren die eines Uhrmachers. Emil Maurice hatte dieses Handwerk gelernt, ehe er als Frontsoldat Pinzette und Augenglas mit Maschinengewehr und Handgranate vertauschte. Er war 1897 geboren, hatte also schon das Höchstalter erreicht, das für seine Formation galt. Vorher hatte er ein Gastspiel in der Redaktion des „Völkischen Beobachters" gegeben. Sein Vorbild war der Leibwächter Adolf Hitlers, Ulrich Graf, der vielfach als „erster SA-Mann" angesehen wird, obwohl er später der SS beitrat. Zu den allerersten SA-Männern gehörte auch Julius Schaub, der Grafs Stellung als Chef der Leibwache übernahm, als dieser beim Marsch auf die Feldherrnhalle verwundet wurde. Schaub rückte später zum persönlichen Adjutanten auf, als welcher er sich bis zum 23. April 1945 im Bunker der Reichskanzlei stets in Adolf Hitlers nächster Nähe befand. Ich hatte ihn bei einem Besuch meines Chefs, Dr. Goebbels, im Führer-Hauptquartier (FHQ) „Wolfsschanze" bei Rastenburg in Ostpreußen persönlich kennengelernt und traf ihn immer wieder, wenn Adolf

Hitler seinen Propagandaminister empfing. Wenn unsere beiden Chefs miteinander sprachen, hatten wir nichts zu tun und konnten uns den leiblichen Genüssen des sogenannten „Teehauses" widmen. Schaub war einem guten Tropfen nicht abgeneigt, wobei er nicht gerade Tee, sondern schärfere Getränke bevorzugte. Er hatte eigentlich keine andere Aufgabe, als stets und überall für seinen Chef dazusein. Er war der einzige, der einen Schlüssel für den Safe in Adolf Hitlers jeweiligem Arbeitsraum besaß. Aus diesem holte er in den letzten Tagen im Reichskanzlei-Bunker nicht nur eine große Walther-Pistole, sondern auch die geheimsten privaten Papiere, die fast sämtlich zu verbrennen Adolf Hitler ihn beauftragt hatte. Als ich Schaub zum letztenmal vor dem 22. April 1945 traf, erzählte ich ihm, daß Goebbels mir kürzlich den persönlichen Inhalt seines Schreibtisches übergeben hatte, um ihn in seiner Gegenwart im Kamin seines Arbeitszimmers in der Hermann-Göring-Straße Berlins zu verbrennen, darunter auch ein Foto seiner großen Liebe, der tschechischen Schauspielerin Lida Baarova. Wenig später, nachdem sich Goebbels am 22. April 1945 von mir verabschiedet hatte, um mit seiner Familie im Bunker der Reichskanzlei Selbstmord zu begehen, mußte Schaub für Adolf Hitler dasselbe tun wie ich zuvor für Goebbels. Ich mochte diesen Kameraden gern, der schon 33 Jahre alt war, als ich mit 19 Jahren der SA beitrat. Er kümmerte sich bei jedem Besuch im Führerhauptquartier rührend um unser leibliches Wohlergehen.

Schaub war so etwas wie der Senior der Minister-Adjutanten und Referenten, die in den Vorzimmern des Dritten Reiches einen lockeren Kontakt hielten. Er war es, der von allen auf seinem Posten am längsten aushielt, mehr als ein Vierteljahrhundert: von 1919 bis 1945. Aber zu dem ganz kleinen Kreis von Alten Kämpfern, mit denen Adolf Hitler das vertrauliche „Du" verband, gehörte er nicht. Das waren vor allem Emil Maurice und Ernst Röhm. Als Adolf Hitler nach Festungshaft und Verbotszeit in der deutschen Politik eine Rolle zu spielen begann, machte er den

Freund und Kameraden Maurice zu seinem Chauffeur, nach 1933 wurde er sogar Ratsherr der Stadt München.

Hitler und Maurice, Ehrhardt und Klintzsch, Heß und Röhm, all diese Männer der ersten Stunde – und viele mehr – waren Soldaten und handelten als Soldaten, als sie nach dem Ende des Ersten Weltkrieges von Bayern aus die nationalsozialistische Bewegung und die SA aufbauten, ohne die die Partei nie an die Macht gelangt wäre. Viele von ihnen – auch Adolf Hitler und Ernst Röhm – standen zudem im Sold der Reichswehr, die nach 1918 in der Weimarer Republik geschaffen worden war. Das hat ahnungslose junge Historiker, Kinder einer rücksichtslosen Umerziehung, jedoch zu Trugschlüssen wie den einer Umkehrung des Clausewitz-Wortes verleitet, „der Krieg ist nichts anderes als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". So schreibt etwa der bereits zitierte Peter Longerich in seinem Buch „Die braunen Bataillone": „Die Militarisierung der Politik, also die Fortsetzung der im Krieg eingeübten organisierten Gewaltanwendung in der innenpolitischen Auseinandersetzung – dies waren die äußeren Bedingungen, die die SA in ihrer Frühphase entscheidend prägten..." So einfach sieht das also für manche umerzogene Mitbürger aus.

Aber das ist ein fundamentaler Irrtum, den ein den Ereignissen fernstehender Berufshistoriker begeht. Er soll auf den folgenden Seiten widerlegt werden. Das „Hakenkreuz am Stahlhelm" der sagenhaften Brigade Ehrhardt – wir trugen es, gewiß. Aber das seit Jahrtausenden überlieferte Heilszeichen der weißen Menschheit war für uns junge SA-Männer wichtiger und formender als der Stahlhelm, den wir, der Not des Krieges gehorchend, auch trugen – auf dem Kopf, aber nicht im Herzen, wie man uns heute weismachen will.

4. Kapitel

„Eisernes Kreuz – Eiserne Faust – Eiserne Front“

Ehe Adolf Hitler eine Truppe aufstellen konnte, um seine Reden ungestört halten zu können und somit in vollem Ausmaße wirksam werden zu lassen, hatte er sein eigenes Naturtalent als Redner entdeckt. Bis zum letzten Schuß des Ersten Weltkrieges hatte er als bescheidener Gefreiter österreichischer Herkunft im vom preußischen Militär geprägten Heer des deutschen Kaiserreiches nur das Wort „Jawohl“ deutlich und weithin vernehmlich auszusprechen gelernt, wenn ihm der Befehl eines Vorgesetzten erteilt wurde. Kein halbes Jahr nach Kriegsende wurden beim Reichswehrgruppenkommando 4, das für Bayern zuständig war, Kurse für geeignete ehemalige Angehörige des deutschen Heeres eingerichtet, um sie in der psychologischen Beeinflussung ihrer Kameraden zwecks Straffung der nationalen Disziplin im Heer zu schulen. Diese Aufgabe hatten im Zweiten Weltkrieg die Propagandakompanien der Wehrmacht. Die zuständige Abteilung Ib/P des Kommandos führte

damals in München Hauptmann im Generalstab Karl Mayr. Bei der Auswahl der Kursteilnehmer war sein Auge auf einen Gefreiten gefallen, dessen Eisernes Kreuz I. Klasse auf der Feldbluse damals noch eine Garantie nicht nur für hervorragende Tapferkeit, sondern auch für saubere nationale Gesinnung war. Seine Sprache, die vor allem während seiner Kindheit in Passau geformt worden war, klang süddeutschen Ohren vertraut. Seiner Bildung, die ohne Abschluß einer höheren Lehranstalt geblieben war, konnte nachgeholfen werden. Der Gefreite Hitler absolvierte den Kursus unter Fortzahlung seines Wehrsoldes bei kostenloser Unterbringung und Verpflegung zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und wurde schon im August 1919 zu einem „Aufklärungskommando“ auf dem Truppenübungsplatz Lager Lechfeld bei Augsburg kommandiert, wo die Stimmung der spartakistisch beeinflußten Mannschaft auffrischungsbedürftig war. Der Befehlshaber der Einheit, deren Soldaten dieser moralischen Kopfwäsche unterzogen wurden, Oberleutnant Bendt, bestätigte dem geschickten Gefreiten, daß er seine Sache gut gemacht habe, indem er einzelne Punkte „in äußerst temperamentvoller, leicht faßlicher Art den Leuten klar machte“, wie der Historiker und SA-Gruppenführer Heinrich Bennecke in seinem Buch „Hitler und die SA“[12] schreibt.

Der so gelobte angehende Volksredner gestand in seinem Buch: „Keine Aufgabe konnte mich glücklicher machen als diese.“ Er habe sie „mit aller Lust und Liebe“ übernommen. Und so hatte er Erfolg. Er merkte: „Ich konnte reden.“ Und er stellte – auch wieder in seinem Buch – nicht ohne Befriedigung fest: „Viele Hunderte, ja wohl Tausende von Kameraden habe ich im Verlaufe meiner Vorträge wieder zu ihrem Volk und Vaterland zurückgeführt.“ Viele von ihnen, so schrieb er weiter, bildeten „später mit den Grundstock der neuen Bewegung“. Einer seiner Mentoren, die ihm dazu verhalfen, war der zu Beginn des Jahrhunderts hochangesehene Münchener Geschichtsforscher und

Publizist Karl Alexander von Müller (geb. 1882), seit 1914 Mitherausgeber der „Süddeutschen Monatshefte“ und Verfasser vielgelesener historischer Werke. Er war es, der den aufgeweckten und redegewandten Gefreiten Hitler dem Hauptmann i. G. Mayr empfahl, der damals im Reichswehrgruppenkommando 4 so etwas wie die Rolle eines bayerischen Propagandaministers spielte. Mayr war mit seinem „Propagandalehrling“ so zufrieden, daß er, der Generalstabshauptmann, ihn, den Gefreiten, im Schriftverkehr mit „sehr verehrter Herr Hitler“ anredete. Einen so eingeleiteten Brief (mit Datum vom 10. September 1919) hat Bennecke dem Bekenntnisbuch Ernst Röhms, „Geschichte eines Hochverräters“[13], entnommen.

Derselbe Hauptmann Mayr war es auch, der 1920 bei einer der geheimen Zusammenkünfte seines exklusiven Zirkels national denkender Offiziere den Mitverschwörer Hauptmann Ernst Röhm mit dem Gefreiten Hitler bekannt machte. Dieser rechtsgerichtete Geheimzirkel hatte den zugkräftigen Namen „Eiserne Faust“. Sein politischer Einfluß war wenig bedeutend. Immerhin war es die „Eiserne Faust“, die Hitler und Röhm so eng zusammenführte, daß sie Duzfreunde wurden. Bald darauf, etwa zur Jahresmitte 1920, nahm Mayr auf eigenen Antrag seinen Abschied von der Truppe und verschwand aus der nationalsozialistischen Szene der bayerischen Hauptstadt, die er mit der Förderung Hitlers und anderer prominenter Parteigenossen eigentlich erst geschaffen hatte. Das damals auftauchende Gerücht, er sei ein in die Reichswehr infiltrierter Spitzel oder Agent des in Berlin herrschenden Sozi-Regimes, schien sich erst 1924 zu bestätigen, als dort angesichts der vorherzusehenden Wiederzulassung der nach der Erhebung am 9. November 1923 zeitweilig verbotenen NSDAP und ihrer SA das sogenannte „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ von den Genossen Hörsing und Höltermann gegründet worden war. Der Stabschef dieser paramilitärischen Formation, die bis zur Beauftragung Hitlers mit der Regierungs-

bildung am 30. Januar 1933 über drei Millionen Mitglieder hatte, war niemand anderes als der Hauptmann i.G. a.D. und ehemalige Hitler-Verehrer Karl Mayr. Wir SA-Leute der frühen dreißiger Jahre nahmen die Millionen dieser marxistischen Bürgerkriegsarmee nicht allzu ernst. Tatsächlich machten uns Mayrs „Reichsbananen“, wie wir sie verächtlich nannten, längst nicht so viel zu schaffen wie „Teddy“ Thälmanns (1886-1944) kommunistischer Rotfrontkämpferbund. Die Anfang der dreißiger Jahre vom Reichsbanner unter dem pompösen Namen „Eiserne Front“ gebildete politische Gruppierung, von der man sich ein Aufhalten des nationalsozialistischen Vormarsches zur Macht versprochen hatte, war wahrlich nicht von Eisen, ja nicht einmal von Pappe. Wir wurden leicht mit ihr fertig.

Zeistgeistkonforme Politiker und Historiker sprechen heute nicht gern von Mayr und seinem Weg vom Eisernen Kreuz zur „Eisernen Faust“ und schließlich zur „Eisernen Front“.

Auch Peter Longerich vom Institut für Zeitgeschichte erwähnt ihn mit keinem einzigen Wort, statt Mayrs gewaltige Starthilfe für Hitler gebührend herauszustellen. Aber auch der Anteil der Konservativen am Entstehen des Nationalsozialismus und seines bewaffneten Armes, der SA, wird heute gern verschwiegen. Wir jungen SA-Leute der ersten dreißiger Jahre schrien uns bei unseren Propagandafahrten die Kehlen heiser mit dem Sprechchor „Deutschland – erwache.“ Wenn wir mit unserem Sturm auf gemieteten Lastkraftwagen durch die Berliner Arbeiterviertel fuhren, stand unser baumlanger Sturmführer Riewe unter der vorn im Fahrtwind flatternden Hakenkreuzfahne und rief mit Stentorstimme „Deutschland“, und wir, seine SA-Männer, schmetterten das Echo: „Erwache“. Das wirkte. Aber dieses Schlagwort hatten wir – wie manches andere von uns gebrauchte – nicht selbst erfunden. Es war schon mehr als 40 Jahre alt. Dr. Alfred Hugenberg (1865-1951) hatte es seit 1892 als Mitbegründer des „Alldeutschen Verbandes“ populär gemacht. Auch die junge,

später – unter Hitler – so übermächtig werdende Deutsche Arbeiterpartei des Eisenbahnschlossers Drexler gehörte diesem Verband an. Weitere prominente Mitglieder waren Dietrich Eckart, Alfred Rosenberg und Julius Streicher. Da auch der Millionär Hugenberg – wie Hauptmann Mayr – von der etablierten Zeitgeschichtsschreibung gern vergessen wird, sei sein Aufstieg vor 1933 und sein Ende als Politiker – wie das des Hauptmanns i.G. Mayr – kurz verzeichnet.

Alfred Hugenberg begann seine steile Karriere als Mann der Finanzen und der Wirtschaft schon im Kaiserreich als „Vortragender Rat“ im Preußischen Finanzministerium. Während des Ersten Weltkrieges und schon einige Jahre zuvor war er Vorsitzender des Direktoriums der Kruppwerke in Essen. Bereits zu dieser Zeit begann er, seinen eigenen Konzern aufzubauen, der sich vor allem durch den Scherl-Verlag und die Filmproduktion der UFA zu einer Art Monopol der Nachrichtenmittel in der Weimarer Republik entwickelte. Die Deutschnationale Volkspartei machte ihn schon bald nach der Revolution von 1918 zum Reichstagsabgeordneten und 1928 zu ihrem Parteivorsitzenden, als der er im Oktober 1931 Hitler vorschlug, zwecks „Machtergreifung“ gemeinsam die „Harzburger Front“ zu bilden, was für mich der Grund für meinen Austritt aus der SA und NSDAP wurde.

Wie Hitler die SA als „Sturmbock“ seiner politischen Partei aufbaute, und wie die SPD sich unter Mitwirkung von Hauptmann i.G. Mayr mit dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gleichfalls eine paramilitärische uniformierte Truppe schuf, so konnte sich Hugenberg auf den „Stahlhelm-Bund der Frontsoldaten“ verlassen, der unmittelbar nach Kriegsende, am 13. November 1918, von Franz Seldte (1882-1947) in Magdeburg gegründet worden war. Der 1. Vorsitzende des „Stahlhelm“ hatte seinen, schließlich rund eine Million umfassenden Mitgliedern im Ersten Weltkrieg an der Front soldatische Tugenden vorgelebt, und da-

bei einen Arm verloren und beide Eisernen Kreuze erhalten. Ursprünglich ein reiner Traditions- und Wehrverband, wurde der „Stahlhelm“ in den allerersten Nachkriegsjahren auch zum Schutz der Heimat an ihren Grenzen eingesetzt, besonders in Oberschlesien, aber auch bei der Ruhrbesetzung 1923 und gegen die kommunistischen Unruhen in Mitteldeutschland. Bei der Aufrechterhaltung und Stärkung des Nationalgefühls und des Wehrwillens hat er fraglos vorbildlich für sein Volk gewirkt. Wir jungen SA-Männer hielten mit den „alten Stahlhelmern“ gute Kameradschaft. Es waren zunächst ausschließlich ehemalige aktive Kriegsteilnehmer, die sich in ihren durchaus militärähnlichen feldgrauen Uniformen wohlfühlten. Um nicht zu einem überalterten Kriegerverein zu werden, nahm der „Stahlhelm“ seit 1924 auch jüngere Mitglieder auf, die nie Soldaten gewesen waren. Wir sahen ihre Kriegsspiele und militärischen Übungen etwas mitleidig an, besonders wenn sie beim Exerzieren ihre handfesten Spazierstöcke – eine in politischen Auseinandersetzungen gefürchtete und bewährte Waffe – zum Erlernen von Gewehrgriffen verwendeten. Das mutete an wie ein Kinderspiel mit Papierhelm und Holzsäbel. Dieser „Stahlhelm“ war die politische Streitmacht, die Hugenberg 1931 bei der Gründung der „Harzburger Front“ in die Vernunftehe mit dem Nationalsozialisten einbrachte. Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 mit der Regierungsbildung beauftragt worden war, wurde er zwar mit einem Ministerposten belohnt. Am 28. Juni 1933 trat Hugenberg jedoch zurück, blieb aber bis zum letzten Tag des Krieges Mitglied des Reichstages. Aus der Politik hielt er sich indessen bis zu seinem Tod völlig heraus.

Der Stahlhelm-Vorsitzende Seldte war zusammen mit Hugenberg Minister des ersten Kabinetts Hitler geworden. Als solcher leitete er das Ressort Arbeit, das er bis zum Kriegsende beibehielt, obwohl Fritz Sauckel (als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz) und Dr. Robert Ley (als Chef der Arbeitsfront) ei-

nige seiner Aufgaben übernahmen. Ihn ließen die Sieger in Nürnberg nicht ungeschoren. Er hatte ja das „Verbrechen" begangen, bei Überleitung des „Stahlhelm" in die SA die Stellung eines SA-Obergruppenführers anzunehmen. Er starb am 1. April 1947 hinter Gittern.

Der fähigste Stahlhelmer war fraglos Max Jüttner. Als Berufsoffizier diente er von 1906 bis 1920 dem kaiserlichen wie dem republikanischen Deutschland. Nach der Demobilisierung ging er als einfacher Kumpel unter Tage in den Braunkohlenbergbau seiner mitteldeutschen Heimat und wurde – vielleicht als einziger Bergmann dieses traditionell roten Arbeiterbezirks – Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei Hugenbergs und gleichzeitig Mitglied des „Stahlhelm-Bund der Frontsoldaten". Beruflich arbeitete er sich bis zum Prokuristen hoch, politisch wandte er sich von Hugenberg ab, blieb aber dem „Stahlhelm" treu, den er in einer lokalen Führungsposition vertrat. Als solcher wird er von Gauleiter Rudolf Jordan in seiner Schilderung der nationalsozialistischen Machtübernahme im Gau Halle-Merseburg erwähnt.[14] Während die braunen Bataillone der SA in Berlin am Abend des 30. Januar 1933 mit ihren Fackeln durchs Brandenburger Tor zur alten Reichskanzlei marschierten, versammelten sich die Massen der nationalen Erhebung in der Gauhauptstadt Halle auf dem traditionellen Hallmarkt. Zu ihnen sprach – von der Treppe der Marktkirche – als erster Redner der örtliche Stahlhelm-Führer Max Jüttner. Er erhielt stürmischen Beifall, als er seine Befriedigung darüber aussprach, daß jetzt mit Adolf Hitler „ein politischer Frontsoldat an der Spitze der Regierung" in Deutschland stehe. Daß das für ihn nicht nur – wie bei so manchem – hohle Worte waren, bewies Jüttner, als er vom 13. bis 16. August 1946 vor dem Tribunal der Sieger in Nürnberg stand, wie im nächsten Kapitel zu zeigen sein wird.

5. Kapitel

Patrioten oder Verbrecher?

Der mitteldeutsche Stahlhelmführer Jüttner wurde nicht als Angeklagter, sondern als Zeuge vor den Internationalen Militärgerichtshof geladen, dessen Vorsitzender der Lord Justice, Sir Geoffrey Lawrence, war. Dieser machte zu Jüttners Person, außer den bereits angeführten Einzelheiten, noch folgende Angaben: Bereits im November 1933, also bald nach Hitlers legaler Regierungsbildung, begann Jüttner seine verantwortliche Mitarbeit in der Obersten SA-Führung, an deren Spitze Ernst Röhm als Stabschef stand. Im Sommer 1934 trat Jüttner der NSDAP bei und bekleidete die hauptamtliche Stellung eines Chefs des Hauptamtes „Führung der SA“ bis zum Ende des Krieges. Seit 1939 war er gleichzeitig ständiger Stellvertreter des Stabschefs. In dieser Eigenschaft war er der wohl kompetenteste Zeuge für die Überführung des Stahlhelms in die SA. Seine Angaben decken sich mit denen des letzten Bundesführers des „Stahlhelm“, Franz Seldte. Dieser Bund der Frontsoldaten hatte damals

rund eine Million Mitglieder, nach Angaben des Zeugen eher mehr. Über die Hälfte von ihnen, nämlich rund 550.000, ließen sich in die SA eingliedern – vielleicht nicht ganz freiwillig, aber auch nicht zwangsweise. Immerhin wollte der kleinere Teil der Stahlhelmer damals die feldgraue Uniform nicht mit der braunen vertauschen. Auch ich persönlich, der ich Anfang 1932 freiwillig aus SA und Partei ausgetreten war, wurde nie von irgend jemandem aufgefordert und schon gar nicht gezwungen, in die Reihen der SA zurückzukehren. Ein Anreiz, ihr – der damals vielleicht wichtigsten Gliederung der Partei – beizutreten, war, daß die NSDAP schon wenige Wochen nach Hitlers Regierungsantritt eine Aufnahmesperre verhängt hatte, die es damals für die SA noch nicht gab.

Jedenfalls nahm die SA von 1933 bis 1934 zahlenmäßig einen Aufschwung, wie ihn keine politische Massenbewegung Europas je verzeichnen konnte: von rund 300.000 auf etwa 3,5 Millionen. Bis zum Kriegsbeginn 1939 stieg die Zahl der Mitglieder nochmals um schätzungsweise eine weitere Million. Diese Zahlenangabe wurde aber von Obergruppenführer Jüttner nur unverbindlich genannt, da keine genauen Angaben mehr darüber vorhanden sind. Für diese Millionen Männer, denen man noch eine mehrfache Millionenzahl von Familienangehörigen hinzurechnen müsse, erklärte Jüttner vor Gericht, „kann ich offenen Blickes und unter Eid erklären, daß die SA niemals einen verbrecherischen Charakter gehabt hat." Der Gerichtshof der Sieger konnte diese, mit aller Klarheit vorgetragene Einsicht nicht widerlegen.

Dabei hatte Jüttner sich ausdrücklich und mit beachtlichem Mut auf einen anderen Zeugen, den Hochverräter Hans Bernd Gisevius und dessen Behauptung bezogen, die SA sei „eine Verbrecher- oder Gangsterbande" gewesen. Zur Widerlegung der Gisevius-Lüge, die auch heute noch immer wieder von der etablierten Zeitgeschichtsschreibung nachgebetet wird, zitierte Jütt-

ner unwidersprochen gebliebene Erhebungen über die Kriminalität der 1946 hinter alliiertem Stacheldraht auf deutschem Boden eingesperrten ehemaligen SA-Männer. Sie betrug – nach amtlichen Besatzer-Angaben – ganze 0,65 Prozent. Es hatte also lediglich jeder 150. der damals in den erwähnten Lagern ihrer Freiheit beraubten SA-Männer irgendeine – und sei es auch nur die geringste – in den Akten verzeichnete Vorstrafe. Das war eine wesentlich geringere Kriminalitätsrate als die des Durchschnitts der Gesamtbevölkerung Deutschlands, die nach den letzten Erhebungen des Statistischen Reichsamtes 1,67 Prozent betrug.

Gisevius starb 1974, ohne Jüttners gewichtige Aussagen vor dem Siegertribunal widerlegt zu haben. Im Gegensatz zu dem ehrenwerten Stahlhelm-SA-Führer spielte er vor diesem Gerichtshof eine ähnlich erbärmliche Rolle wie zuvor als Geheimdienstspitzel unserer Feinde im Zweiten Weltkrieg. Bei Ende des Ersten Weltkrieges war Gisevius 14 Jahre alt und als Sohn einer gutbürgerlichen Juristenfamilie Unterführer in Hugenbergs deutschnationaler Jugendorganisation geworden. Bei Hitlers Machtübernahme hatte er sein Jurastudium bereits abgeschlossen und beeilte sich, der NSDAP beizutreten, ehe diese ihre Mitgliedersperre verhängte. Er war einer jener Opportunisten, die wir – verächtlich, aber zutreffend – als „Märzgefallene" bezeichneten (ein von der demokratischen Märzrevolution von 1848 überlieferter Ausdruck) oder auch als „Märzveilchen" (die nur wenige Tage gut riechen und schnell verduften). Unmittelbar darauf bewarb Gisevius sich erfolgreich um die Aufnahme in den preußischen Staatsdienst und wurde aus der Politischen Abteilung des Polizeipräsidiums Berlin, mit der wir SA-Leute der Kampfzeit so schlechte Erfahrungen gemacht hatten, zur Gestapo versetzt, an deren Aufbau er sich nach Kräften beteiligte. Es gelang ihm, seinen Vorgesetzten, den ersten Gestapo-Chef, Rudolf Diels, zu stürzen, aber nicht, sein Nachfolger zu werden.

Der Herr Regierungsrat Gisevius mußte sich damit begnügen,

während des letzten Weltkrieges in die „Abwehr" des Oberkommandos der Wehrmacht zu gelangen, in das Amt Canaris, des verräterischen Admirals italienischer Herkunft, der seinerzeit die Kennzeichnung der Juden in Deutschland mit einem gelben Stern vorgeschlagen hatte und noch am 9. April 1945 zusammen mit anderen wegen Hoch- und Landesverrats hingerichtet wurde. Gisevius befand sich nicht unter ihnen, sondern in der schönen (und vor allem sicheren und vom Schrecken des Krieges verschonten) Schweiz. Der „Widerstand" hatte über ihn, der als deutscher Vizekonsul in Zürich getarnt war, den Kontakt mit dem Chef des US-Nachrichtendienstes OSS in Bern, Allen Dulles, aufgenommen. Er stellte die Beziehungen zwischen Dulles und seinen Auftraggebern in Deutschland her. Gisevius, der im Sommer 1944 zur geplanten Machtübernahme der Verschwörer nach Deutschland zurückgekehrt war, um – wie am 30. Januar 1933 – nur ja den Anschluß an die Konjunktur nicht zu verpassen, gelang es wiederum, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Den Zusammenbruch seines Vaterlandes, den herbeizuführen er sich nach Kräften und durchaus erfolgreich bemüht hatte, erlebte er bei Schweizer Käse und Schokolade im neutralen Nachbarland. Aber zur Eröffnung der Nürnberger Prozesse gegen seine Landsleute und deren Organisationen, um deren Mitgliedschaft er sich so energisch und erfolgreich bemüht hatte, war er wieder zur Stelle, nicht bloß als politischer Beobachter, sondern als Zeuge der Anklage. Mit dem dabei gesammelten Material schrieb er ein Buch, das unter dem Titel „Bis zum bitteren Ende" 1946 erschien und ein „Bestseller" der Umerziehungsliteratur wurde. Daß ihm der ehemalige SA-Obergruppenführer Jüttner vor dem gleichen Tribunal unserer Feinde überzeugend entgegentrat, war für uns, seine alten Kameraden, eine unschätzbare Freude und Genugtuung.

Aber Jüttner widerlegte nicht nur die Lügen unserer Feinde und ihrer gefügigen deutschen Gehilfen, er gab auch auf alle ihm

gestellten Fragen bereitwillige, und stets knappe und zutreffende Antworten.

So erläuterte er auch das bereits erwähnte rapide, ja fast märchenhaft anmutende Ansteigen der SA-Mitgliederzahl nach 1933. Als nach Kriegsbeginn 1939 die meisten SA-Männer zur Wehrmacht gingen, schmolz ihre Zahl auf etwa 1,5 Millionen zusammen. Wenn auch zahlenmäßig über viele Jahre hinweg stark, so war die politische Stärke und Bedeutung der SA seit dem „Röhm-Putsch" am 30. Juni 1934 eher geringer geworden. Deutlich wird dies an der Karriere einiger ihrer führenden Kräfte. Stabschef Röhm, den Jüttner bei seinen Aussagen in Nürnberg als „starke Persönlichkeit" bezeichnete, war einige Zeit nach der Machtübernahme zum Reichsminister, freilich ohne Geschäftsbereich, ernannt worden. Sein Nachfolger, Viktor Lutze, wurde nur noch Reichsleiter, der weder einen Geschäftsbereich, noch irgendeinen Einfluß auf die Führung der Staatsgeschäfte besaß; und Schepmann schließlich, der allerletzte Stabschef der SA, war weder Reichsminister noch Reichsleiter.

Als Chef des Hauptamtes „Führung der SA" hatte der Zeuge Jüttner beste Kenntnisse über jene Persönlichkeiten, die an der Spitze dieser Millionenarmee von SA-Männern standen. Er leugnete nicht, daß es unter ihnen auch Versager gab, die ausscheiden mußten. Aber das waren, wie er schon am ersten Tag seiner Vernehmung, dem 13. August 1946, sagte, nur „verschwindend wenige". Unter den hauptamtlichen Führern, mit deren Werdegang, Lebensführung, politischer und sittlicher Haltung sich Jüttner eingehend beschäftigt hatte, gab es keine einzige sogenannte „gescheiterte Existenz". Sie alle hatten, ehe sie hauptamtliche SA-Führer wurden, einen bürgerlichen Beruf erlernt und ausgeübt. Sie wurden im Vergleich zu entsprechenden Stellungen in der Regierung oder Privatwirtschaft bescheiden bezahlt. Keiner von ihnen habe sich „auf Grund seiner Dienststellung persönlich bereichern" können. Zusammenfassend äußerte er wörtlich: „Die

Masse des SA-Führerkorps war anständig und sauber und in seiner Rechts- und Pflichtauffassung untadelig."

In diesem Zusammenhang ist Jüttners Feststellung wichtig, daß es bis 1933 überhaupt keine besoldeten SA-Führer gab, während es bei Nachwuchs-Historikern zur Regel gehört, das lawinenartige Anwachsen der SA bis zur Machtübernahme von 1933 auf die materiellen Vorteile zurückzuführen, die einen Deutschen als SA-Mann erwarteten. Ich kann schwören, daß ich als solcher während der Kampfzeit nie einen einzigen Pfennig erhalten, sondern alle Ausgaben (z.B. Fahrgelder) aus eigener Tasche von meinem schmalen Gehalt oder dem Stempelgeld bezahlen mußte. Nur manchmal und unter bestimmten Bedingungen unterstützte uns die NS-Frauenschaft und wir erhielten belegte Brote. Ich werde mein Leben lang die dicke Leberwurststulle nicht vergessen, die mir einmal eine hilfreiche Parteigenossin in Berlin-Lichtenrade in den Mund schob, als ich bei einer Parteiveranstaltung – mit anderen Kameraden und unserer Fahne – auf der Bühne des Saales stand und plötzlich umfiel, weil ich nichts im Magen hatte.

Zurück zum Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg und dem dort vernommenen aufrechten Zeugen der SA, Max Jüttner, der bekundete: Vor 1933 gab es in der SA lediglich für gewisse hohe SA-Führer und nach der jeweiligen Kassenlage im betreffenden Gau eine Aufwandsentschädigung von 300 Reichsmark monatlich. Eine regelrechte Gehaltsordnung wurde erst nach der Machtübernahme aufgestellt, für Dienstgrade vom Obersturmbannführer (Bataillonskommandeur) aufwärts, gestaffelt bis zum Höchstgrundgehalt von 1.200 Reichsmark monatlich. Nur zwei Prozent des gesamten Führerkorps wurden besoldet, alle anderen versahen ihren Dienst ehrenamtlich. Die größte Ehre für sie war es, im Krieg ihr Vaterland zu verteidigen. Von allen Obergruppen- und Gruppenführern, die bis 1939 in der SA tätig waren, sind im Zweiten Weltkrieg mehr als die Hälfte ge-

fallen. Diesen Teil seiner Ausführungen schloß der Zeuge Jüttner mit den Worten: „Ich bekenne heute noch mit Stolz, einem solch lauteren Führerkorps angehört zu haben."

Und ich bekenne als ehemaliger SA-Mann, der dem Prozeß nicht einmal als Zuhörer beiwohnen konnte, weil ich zu jener Zeit unter falschem Namen im Untergrund Deutschlands lebte, daß ich mich bei diesen Worten vielleicht zu einer Beifallsbekundung hätte hinreißen lassen, was – da verboten – unangenehme Folgen hätte haben können.

Die Versuchung dazu wäre vielleicht unwiderstehlich geworden, als der Vorsitzende des Gerichtshofs von Verteidiger Dr. Böhm gefragt wurde, ob sein Zeuge eine Erklärung abgeben dürfe. Die Antwort war eine Gegenfrage an den Zeugen Jüttner: „Zu welcher Frage wollen Sie sich äußern?" Jüttner: „Zu der Frage, ob die SA Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit schlechthin begangen hat." Der Verteidiger schaltete sich mit der Bitte ein, diese Erklärung zuzulassen. Der Vorsitzende erklärte sein Einverständnis, „wenn er sich kurz faßt". Darauf Jüttner: „Ich werde mich ganz kurz fassen, Eure Lordschaft." Der so Titulierte nickte gnädigst, und der Verteidiger unserer Sache, SA-Obergruppenführer Max Jüttner, erklärte vor dem Internationalen Sieger-Tribunal nach der offiziellen deutschen Fassung des Protokolls wörtlich unter Eid: „... daß wir von der SA nichts Böses getan haben. Wir haben keinen Krieg gewollt und keinen Krieg vorbereitet. Wir ... haben nur das getan, was ... in ... anderen Nationen als sittliche Pflicht erwartet wird, ... nämlich alles zu tun zum Schutze der Heimat und zur Erhaltung des Friedens. Wir ... haben auch keine Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen ... Wir bitten daher nicht um Gnade oder gar um Mitleid ... Wir bitten nur um Gerechtigkeit, um weiter nichts, weil unser Gewissen rein ist. Wir haben gehandelt als Patrioten. Wenn man allerdings Patrioten als Verbrecher stempeln sollte, dann sind wir Verbrecher gewesen."

Lawrence (nach kurzem Atemholen): „Der Zeuge kann sich zurückziehen."

Er tat es. Aber seine Aussagen zog er nicht zurück. Und so lautete das Urteil in Nürnberg am 30. September 1946 in seiner Schlußfolgerung über die angeklagte SA, es könne „nicht gesagt werden, daß ihre Mitglieder im allgemeinen an ... verbrecherischen Handlungen teilnahmen oder auch nur davon wußten. Aus diesen Gründen sieht der Gerichtshof davon ab, die SA als eine im Sinn des Artikels 9 des Statuts verbrecherische Organisation zu erklären."

Dieser Spruch rettete Millionen von Deutschen, die einmal der SA angehörten, und ihre Familien vor einer damit begründeten Verfolgung. Mir gab er weder Frieden noch Wohlstand, denn ich diente bis zum letzten Tag dem letzten Reichskanzler Großdeutschlands, Dr. Joseph Goebbels, den wir Berliner SA-Leute einst auf den Schultern getragen hatten. Als solcher trage ich bis heute die Last, von der für mich zuständigen deutschen Behörde, der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Argentinien, zum „Nazi" und als solcher für unerwünscht erklärt zu werden. Ich trage auch das mit Gelassenheit und in der Gewißheit, daß das nächste Jahrhundert das Urteil von Nürnberg über uns, die „braunen Bataillone" Adolf Hitlers, bestätigen wird.

6. Kapitel

Wer soll des Reiches Waffen tragen?

An der Beantwortung dieser Frage entschied sich das Schicksal der SA, das man heute nicht anders als tragisch bezeichnen kann. Adolf Hitler hatte sich beim Zustandekommen der „Harzburger Front" (mit Hugenbergs Deutschnationalen und dem „Stahlhelm") im Oktober 1931 verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die Reichswehr die alleinige Waffenträgerin der Nation bleiben werde, wenn er demnächst auf legalem Weg an die Macht gelangen würde, wie er das – sogar vor dem Reichsgericht in Leipzig – unter Eid versichert hatte. Er hielt sein Versprechen. Hauptmann Röhm, der Stabschef seiner SA, war anderer Ansicht. Er wollte aus der SA ein nationalsozialistisches Volksheer des kommenden Dritten Reiches machen. Als aktiver Offizier des Kaiserreiches (auch nach der Revolte vom 9. November 1918 mit Kokarde und Schulterstücken, wie er voller Stolz zu betonen pflegte) und danach mit gleichem Rang in die Reichswehr der Weimarer Republik übernommen, hatte er nach-

haltig geholfen, diese SA nach militärischen Prinzipien aufzubauen. Hitler kannte die Absichten des Reichswehrhauptmanns. Er hatte sie nie ausdrücklich gutgeheißen, sie aber ebensowenig strikt abgelehnt oder gar verboten. Er brauchte keinen neuen Wehrverband, von denen es in jenen ersten Jahren nach dem Diktat von Versailles genug gab (besonders in Bayern); er brauchte eine schlagkräftige, aber nicht unbedingt bewaffnete oder gar militärisch gedrillte Schutz- und Ordnungstruppe für seine politische Tätigkeit. Um diese aufzubauen und zweckmäßig einzusetzen, legte er Röhms militärischen Ambitionen einstweilen so wenig in den Weg, wie die Sozialdemokratie dem Hauptmann Mayr beim Aufbau seiner Haufen von „Reichsbananen".

Das Alleinrecht des Waffentragens war 1919, als die nationalsozialistische Bewegung entstand, überhaupt nicht aktuell. Waffen gab es genug. Das deutsche Heer war ja, an der Front unbesiegt, in die Heimat zurückgekehrt. Dem Feind waren deutsche Waffen nur in unbedeutenden Mengen in die Hände gefallen. Die 100.000 Mann, die das Versailler Diktat dem besiegten Gegner unter Waffen zu halten gestattete, hatten keinen Mangel, sondern einen ungeheuren Überfluß an Waffen, wenn auch vielleicht nicht die allermodernsten. Gewiß, sie sollten abgeliefert oder vernichtet werden. Das war eine vertraglich eingegangene Verpflichtung, die aber nur in symbolischer Form erfüllt wurde. Die ausführenden Organe der neuen Reichswehr bemühten sich damals nach Kräften, möglichst viel Rüstungsmaterial verschwinden zu lassen und für künftige Verwendung gut und sicher zu verwahren. Röhm erwarb sich damals den Spitznamen „Maschinengewehr-König von Bayern". Er kannte und verwaltete die offiziellen und geheimen Waffenlager der örtlichen Reichswehr und verfügte über die Verteilung ihrer Bestände. Dieser Umstand, in Verbindung mit einem ausgesprochenen Organisationstalent, machte ihn zu Hitlers wichtigstem Bundesgenossen und Mitarbeiter vor dem Verbot der NSDAP im November 1923.

Daran änderten auch ihre unterschiedlichen Ansichten über die Aufgaben der SA nichts. Röhm und die anderen Führer der SA sahen in ihrer Organisation in erster Linie ein militärisches Instrument. Hitler dagegen sah in ihr ein Instrument für seine Massenagitation, für Aufmärsche, Saalschlachten, Kleben von Wahlplakaten u.ä.

Am 4. November 1921 hatte die SA, damals noch die harmlose „Turn- und Sport-Abteilung" der Partei, ihre „Feuertaufe" zu bestehen, bei einer ihrer Versammlungen in Münchens Hofbräuhaus-Festsaal. Deren Verlauf hat Hitler im zweiten Teil seines Buches mit vielen Einzelheiten genau geschildert. Er hatte erfahren, daß die Veranstaltung gesprengt werden sollte und die roten Betriebsräte, die unter seinen Erfolgen ihre Felle davonschwimmen sahen, die verhetzten Belegschaften von Maffei und anderen Münchener Großbetrieben dazu aufgefordert hatten, seinen politischen Vormarsch endgültig zu unterbinden. Schon früh war der Saal bis auf den letzten Platz besetzt, so daß er polizeilich geschlossen werden mußte. Vom angeforderten Saalschutz waren längst nicht genügend „Sportler" erschienen. Adolf Hitler glaubte, sich an 45 oder 46 Mann erinnern zu können, an ihrer Spitze Maurice und Hitlers späterer Stellvertreter, Rudolf Heß, damals Führer einer studentischen SA-Hundertschaft. Das war nicht viel gegenüber Hunderten von Roten, die fest entschlossen waren, den Veranstaltern eine „proletarische Abreibung" zu verpassen.

Diese begann jedoch erst, nachdem Hitler bereits anderthalb Stunden geredet und dabei beobachtet hatte, wie die Gegner große Mengen Bier bestellten, nicht nur, um sich Mut anzutrinken, sondern auch, um die unter den Tischen angesammelten schweren Literkrüge gegebenenfalls als Wurfgeschosse oder Schlagwaffe zu gebrauchen.

Als es dann auf ein verabredetes Zeichen der Roten losging, als die Bierseidel wie Handgranaten durch den Saal flogen, Stühle zerschlagen wurden, um die Stuhlbeine – mangels geistiger Ar-

gumente – auf die Köpfe des Gegners sausen zu lassen, ergab sich ein „blödsinniges Spektakel", wie Adolf Hitler es in seinem Buch schlicht ausdrückte. Es fielen dabei auch Schüsse, aber die Schützen hatten sich offenbar zu viel Zielwasser einverleibt, so daß es keine Todesopfer, sondern nur blutige Köpfe und andere lädierte Körperteile gab. Die Schlacht ging zu Ende, als es den wenigen SA-Männern gelungen war, den letzten der Hunderte von Randalierenden buchstäblich „aus dem Saal zu dreschen". Dann erklärte Versammlungsleiter Hermann Esser (1900-1981), der erste Propagandaleiter der Partei, zuletzt Staatssekretär im Goebbels-Ministerium, die Veranstaltung gehe weiter. Er erteilte dem „Referenten", wie er Adolf Hitler damals nannte, erneut das Wort. Die erste Saalschlacht der Bewegung war geschlagen. So wurde aus der „Sport-" die „Sturm-Abteilung" der NSDAP, wie ihre offizielle Bezeichnung fortan lautete. Wir SA-Männer der Kampfzeit haben noch manche dieser in allen deutschen Gauen stattfindenden Saalschlachten mitgemacht, besonders in Berlin, wo die Bockbierbrauerei in der Fidicinstraße als Schlachtfeld für die SA eine ähnliche Bedeutung wie das Münchener Hofbräuhaus bekam.

Zu einer regelrechten Straßenschlacht, bei der sich die SA ihr „Recht auf die Straße" in München erkämpfte, kam es im darauffolgenden Jahr. Im April 1922 hatte der Außenminister der Weimarer Republik, Walther Rathenau, mit der jungen Sowjetunion den Rapallo-Vertrag abgeschlossen. Von der heutigen objektiven Zeitgeschichtsschreibung wird dieser Vertrag als erster Schritt des besiegten und in Versailles geknebelten Deutschland zur Rückgewinnung seiner Gleichberechtigung unter den Völkern angesehen. Der, der das zustandegebracht hatte, wurde gut zwei Monate später auf seinem täglichen Weg ins Auswärtige Amt von Angehörigen der „Organisation Consul", einer aus der Brigade Ehrhardt hervorgegangenen geheimen Vereinigung, erschossen. Die Weimarer Republik reagierte darauf mit ihrem we-

gen seiner Schärfe berüchtigten Republikschutzgesetz, das ihr in den nächsten zehn Jahren die Handhabe zu rücksichtslosen – und doch vergeblichen – Willkürakten gegen die nationale Opposition gab.

Bayern lehnte den Vollzug dieses Reichsgesetzes ab, nachdem am 16. August 1922 eine öffentliche Protestkundgebung der vaterländischen Verbände auf dem Münchener Königsplatz dagegen stattgefunden hatte. Die junge Münchener SA war mit ihren ersten sechs Hundertschaften dabei. Schon bei ihrem Anmarsch – zum erstenmal unter wehenden Hakenkreuzfahnen, wenn auch noch im damals üblichen „Räuberzivil" – kam es zu Zusammenstößen mit marxistischen Kampfverbänden, die sich ihr vermeintliches Recht, die Straße allein zu beherrschen, nicht nehmen lassen wollten. Sie wurden, wie es in Hitlers „Mein Kampf" heißt, „mit blutigen Schädeln auseinandergetrieben." Die Veranstaltung selbst, an der etwa 60.000 Menschen teilgenommen haben sollen, verlief ohne weitere Störungen und wurde ein durchschlagender Erfolg.

Dieser ermutigte Adolf Hitler keine zwei Monate später zu einer weiteren, und noch gewagteren, politischen Demonstration. In Coburg, der eben erst (durch Volksabstimmung) bayerisch gewordenen Festungsstadt an der Grenze zu Thüringen, wollten verschiedene nationale Verbände und Parteien am 14. und 15. Oktober 1922 einen „Deutschen Tag" abhalten. Auch die junge NSDAP wurde mit ihrem erst kürzlich gewählten Führer und seiner SA dazu eingeladen. Er ergriff gern die Gelegenheit zu einem weiteren Stärkebeweis seiner Bewegung. Die bayerische SA war inzwischen auf 14 Hundertschaften angewachsen. Adolf Hitler plante und organisierte sofort ihren Transport mit Fahnen und einer 42 Mann starken Militärkapelle per Sonderzug zum Veranstaltungsort.

Kaum war die Reisegesellschaft ausgestiegen, wurde sie von einer vieltausendköpfigen Menge auf dem Bahnhofsvorplatz mit Rufen wie „Banditen", „Räuber", „Verbrecher" empfangen, die ja auch heute noch zum guten Ton gehören, wenn die umerzo-

gene Zeitgeschichtsschreibung über die SA spricht. Die SA-Hundertschaften ließen sich in Coburg zunächst nicht provozieren, als sie auf dem Marsch zu ihren Quartieren von den immer massiver werdenden Schmährufen der marxistisch verhetzten Massen überschüttet wurden. Erst als den verbalen Angriffen Steinwürfe folgten, gaben die Einheitsführer Befehl zum Gegenangriff. Es kam – wie auch schon bei der Protestkundgebung am 16. August 1922 in München – zu Straßenschlachten, die die ganze Nacht über anhielten und Verletzte auf beiden Seiten forderten. Selbst die Rückreise mit dem Sonderzug am nächsten Tag mußte erkämpft werden. Auch sie gelang. Die anderthalbtausend SA-Männer kehrten, in ihrem Zusammenhalt und Selbstbewußtsein gefestigt, in die „Hauptstadt der Bewegung" zurück, wie München später in der NS-Terminologie genannt wurde.

Zum erstenmal hatte sich die junge SA gegenüber den marxistischen Klassenkampf-Organisationen durchgesetzt. „Die Straße frei den braunen Bataillonen" lautete die Parole, die Horst Wessel später für sein Lied formulierte. Noch erklang nirgendwo nach der Melodie des alten Soldatenliedes der Text, der während des Dritten Reiches von Millionen gesungen werden sollte. Und von „braun" war auch noch keine Spur, wie wir schon im vorhergehenden Kapitel gesehen haben. Aber bereits im Januar 1923 traten 6.000 SA-Männer zu einem Parteitag in München einheitlich in ihren neuen Uniformen zur feierlichen Fahnenweihe an. Bis dahin hatte sich jeder so angezogen, wie es ihm zweckmäßig erschien. Nur die Hakenkreuz-Armbinde am linken Arm kennzeichnete sie alle als Angehörige der selben Gemeinschaft. Jetzt schlug unter der gleichen Uniform ihr nationalsozialistisches Herz im gleichen Takt. Das von Hitler vorgesehene politische Hunderttausend-Mann-Heer seiner Bewegung begann zu marschieren.

War es wirklich nur ein Zufall, daß sich nur wenige Tage nach diesem militanten Anfang der SA beim „Deutschen Tag" in Co-

burg ein paar hundert Kilometer weiter südlich, auf der anderen Seite der Alpen, ein anderer politischer Marsch in Bewegung setzte? Am 28. Oktober 1922 marschierte Mussolini mit seinen Schwarzhemden auf Rom. Das war die Geburtsstunde des Faschismus. Schon 14 Tage später beauftragte Italiens König den Anführer des Marsches und der faschistischen Bewegung mit der Regierungsbildung. Mussolini kam schneller an die Macht als Hitler und regierte mehr als doppelt so lange wie dieser. Aber sein Tod war schrecklicher. Der letzte Angehörige der kommunistischen Bande, die Mussolini und seine Lebensgefährtin auf der Flucht in die Schweiz kurz vor Kriegsende im Norden Italiens ermordete, ein gewisser Michele Noretti, starb kürzlich mit 86 Jahren in einem Altersheim in Como. Er nahm das Geheimnis mit ins Grab, wer die tödlichen Schüsse abgab und die Leichen an einer Mailänder Tankstelle mit den Köpfen nach unten aufhängte.

Als Hitler nach Coburg und Mussolini nach Rom marschierten, kannten sich die beiden Politiker persönlich noch nicht. Vielleicht hatte der italienische von dem deutschen Politiker überhaupt noch nichts gehört. Aber Adolf Hitler bewunderte den italienischen „Duce" bereits. Ihn begeisterte nicht nur Mussolinis Leitwort „Credere! Obbedire! Combattere!" (Glauben! Gehorchen! Kämpfen!), das den überzeugten Sozialisten in den Schlachten des Ersten Weltkrieges – Mussolini wurde am Isonzo schwer verwundet – zum überzeugten Nationalisten werden ließ, sondern auch der Schneid, mit dem er als Regierungschef die Geschicke seines Volkes in seine Hände nahm, die sich freilich später als nicht so stark erwiesen, wie anfänglich allgemein vermutet wurde. Die ersten spektakulären Erfolge des „Duce" kamen unter Verhältnissen zustande, die wesentlich günstiger als die deutschen waren. Italien hatte ja keinen Krieg verloren und dafür nie mit einem Friedens-„Vertrag" bezahlen müssen, der für ein auch noch so großes und tüchtiges Volk einfach unerfüllbar war. Italien hatte sich – im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg – von seinem

deutschen Verbündeten abgewandt und sich lieber dem siegreichen Gegner angeschlossen. Dafür wurde es im Vertrag von Saint Germain 1919 mit der Auslieferung des deutschen Südtirol bis zum Brenner belohnt. Nach dem Zweiten Weltkrieg zeigten sich die Sieger Italien gegenüber weniger spendabel. Es verlor neben allen seinen Kolonien auch kleinere Grenzgebiete und Inseln an Jugoslawien, Griechenland und Frankreich. Aber es wurde doch nicht viergeteilt wie Deutschland.

Für die unbesiegt in die körperlich und seelisch leidende Heimat zurückkehrenden deutschen Soldaten ging der Krieg weiter. Überall an den Grenzen, besonders im Baltikum und im heute den Polen überlassenen Schlesien, bemühte sich der Feind, durch bewaffnetes Vordringen auf deutschen Boden vollendete Tatsachen zu schaffen, die weit über die durch das Versailler Diktat erzwungenen Gebietsverluste hinausgingen. Die in Deutschland eindringenden „Hyänen" mußten mit den verbliebenen Waffen der Freikorps und anderer Selbstschutzorganisationen verjagt werden. Im Inneren waren es die zum großen Teil von Bolschewisten aufgehetzten und mißbrauchten Arbeitermassen – wie in München, im Ruhrgebiet, in Sachsen, Hamburg, Berlin und anderen wirtschaftlichen Ballungsgebieten –, die es in Schach zu halten und wieder in den Produktionsprozeß des ruinierten Landes einzugliedern galt. Das geschlagene Deutschland brauchte seine Waffen und Soldaten noch. So war es kein Wunder, daß die Wehrverbände und waffentragenden Selbstschutzorganisationen im besiegten und darbenden Deutschland wie Pilze aus dem Boden zu schießen begannen.

Das war nicht, wie sich Nachwuchs-Zeitgeschichtler Longerich in seinem SA-Buch auszudrücken beliebt, „die Fortsetzung der im Krieg eingeübten Gewaltanwendung in der innenpolitischen Auseinandersetzung", sondern ein akuter Fall von nationaler Notwehr. Man will es heute vielfach nicht wahrhaben, daß Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg nicht durch die Macht-

instrumente der Weimarer Republik gerettet und am Leben erhalten wurde, sondern durch die Freikorps, die die schwarz-rot-goldenen Farben der Republik und deren Bannerträger verachteten.

Adolf Hitler hat in seinem Buch die ebenso richtige wie erschütternde Tatsache festgestellt, daß die Freikorps und andere Wehrverbände, die sich zum größten Teil aus bewährten Frontsoldaten und national denkenden Gegnern des Marxismus zusammensetzten, das von der roten Revolution in Deutschland geschaffene Regime vor dem Zusammenbruch retteten, indem sie ihr im Krieg vergeblich aufs Spiel gesetztes Leben nochmals zum Schutz der Heimat in die Schanze schlugen. Diese richtige Erkenntnis kam damals nur wenigen. Die SA-Führer Klintzsch, Göring und Röhm waren Berufsoffiziere. Sie dachten in militärischen Kategorien und wollten aus der SA eine paramilitärische Organisation machen. Adolf Hitler war nur Gefreiter, dessen politische Neigung und Begabung von seinen militärischen Vorgesetzten richtig erkannt und gefördert wurde. Eine SA in seinem Sinne sollte nicht die große Zahl bereits bestehender Wehrverbände vermehren oder ihnen gar Konkurrenz machen, sondern eine nach soldatischen Grundsätzen disziplinierte politische Ordnertruppe sein. Das war etwas im politischen und militärischen Leben Deutschlands völlig Neues. Die „Sturmabteilung" der Partei, wie sie seit der Saalschlacht im Hofbräuhaus zu München offiziell genannt wurde, sollte nicht die Gewalt zum Ziel haben, sondern im Gegenteil „die Verkünder des geistigen Ziels vor der Bedrängung durch Gewalt schützen".[15]

Mit dieser „Entmilitarisierung" der SA verfolgte ihr Gründer noch ein weiteres Ziel: sie sollte eine „Abteilung" der Bewegung sein, auch wenn sie – vor allem unter Röhm und zu Zeiten starken zahlenmäßigen Anwachsens – ein Eigenleben führte und andere Ziele anstrebte als die oberste Parteiführung. Abweichende Meinungen in dieser Hinsicht wurden in den Jugend- und Ent-



Gewalt *Dem Terror von links kann nur durch einen gut organisierten Saalschutz begegnet werden (Gemälde: Felix Albrecht)*



Freikorps Oberland 1923 in München



1922 wird bei einem Aufmarsch in München die Hakenkreuzfahne gezeigt



Werbeplakat für das Freikorps Oven

Putsch und Verbotszeit

Bild rechts: Hitler spricht 1923 im Zirkus Krone in München



So sah die SA – noch ohne Braunhemd – im Jahre 1922 aus



SA-Aufmarsch beim Deutschen Tag in Nürnberg 1923



Straßenbarrikade in Mün
1923. Bildmitte: Röhm un

Standartenweihe 1923 auf dem Marsfeld in München



SA auf dem 1. Reichsparteitag der NSDAP in München im Januar 1923



Freikorpsführer Roßbach
Männern vor dem Bürger





n am 9. Nov.
Himmler



Bewaffnete SA-Männer aus Niederbayern

Bild rechts: Adolf Hitler in Festungshaft

einen
ukeller



SA-Motorradfahrer-Patrouille

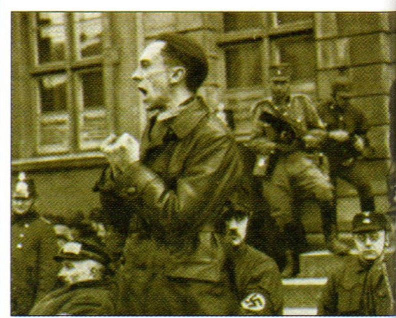






Weimar 1926. Erster Parteitag nach der Verbotszeit

NSDAP-Neugründung



Dr. Joseph Goebbels in Berlin





Dritter Parteitag in Nürnberg 1927. Vorbeimarsch der SA

Prominenter SA-Führer: Kaisersohn Prinz August Wilhelm, genannt „Auwi"



Hitler während des vierten Parteitages in Nürnberg 1929

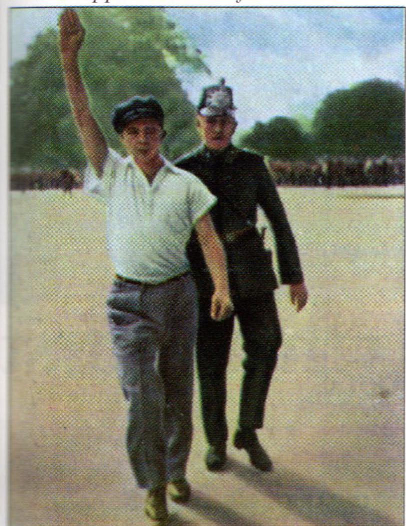




Sein Gegenspieler „Isidor" Weiß



Paul v. Lettow-Vorbeck: Empfahl braune Schutztruppen-Hemden für die SA



Abgeführter SA-Mann: „Sieg Heil!"

„Braunes Haus" in München



Die Blutfahne des 9. November 1923 wurde zur Weihefahne der Partei

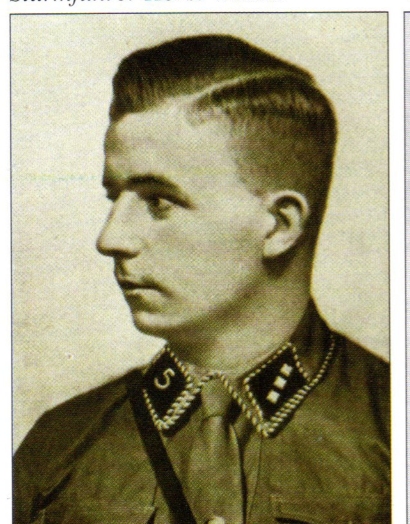
Verhaftung von SA-Männern während der Uniform-Verbotszeit



Horst Wessel an der Spitze seines Sturmes 5 in Nürnberg 1929. Er dichtete das Kampflied, das später zur zweiten Nationalhymne wurde

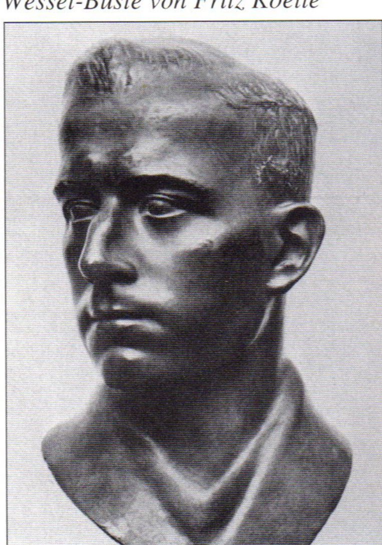
Mythos Hors

Sturmführer Horst Wessel





Wessel-Büste von Fritz Koelle



SA-Standarte Horst Wessel







Wessel (ganz r.) im Kreise von Kameraden



Schalmeienkapelle des Horst Wessel-Sturmes



Trauerzug für den ermordeten Horst Wessel



Das Grab auf dem Nicolai-Friedhof

Wessel

Ausgabe vom 27.2.1930



Angriff

Erscheint jeden Donnerstag und Sonntag

Donnerstag, den 27. Februar 1930 — 4. Jahrgang

Ein Toter ruft zur Tat!

Die Flugpost

Von Kampf und Freiheit

Horst Wessel-Lied

Feierlich

1. Die Fah-ne hoch! die Rei-hen dicht ge-schlos-sen! S. A. mar-schiert mit ru-hig fe-stem Schritt. Kam'-ra-den, die Rot-front und Re-ak-tion er-schos-sen, mar-schiern im Geist in un-sern Rei-hen mit. Kam'-ra-den, mit.
2. Die Stra-ße frei den brau-nen Ba-tail-lo-nen! Die Stra-ße frei dem Sturm-ab-tei-lungs-mann! Es schaun aufs Ha-ken-kreuz voll Hoff-nung schon Mil-lio-nen. Der Tag für Frei-heit und für Brot bricht an. Es schaun aufs an.
3. Zum letz-ten Mal wird Sturm-a-larm ge-bla-sen! Zum Kampfe stehn wir al-le schon be-reit. Bald flat-tern Hit-ler-fah-nen ü-ber al-len Stra-ßen, die Knechtschaft dau-ert nur noch kur-ze Zeit! Bald flat-tern Zeit!
4. Die Fah-ne hoch! Die Rei-hen dicht ge-schlos-sen! S. A. mar-schiert mit ru-hig fe-stem Schritt. Kam'-ra-den, die Rot-front und Re-ak-tion er-schos-sen, mar-schiern im Geist in un-sern Rei-hen mit. Kam'-ra-den, mit.



Sauber zum Dienst



Auch Kartoffelschälen ist SA-Dienst



Stets hungrig beim Essen



Auf der Wache



Und dann heißt es wieder: „Achtung, die Straße frei!"



Bürodienst muß auch sein

Beim Skat im SA-Heim



Der Sturm feiert gemeinsam Weihnachten

Das Sturmlokal

Darstellung eines kommunistischen Überfalls auf ein SA-Heim in einer zeitgenössischen Publikation



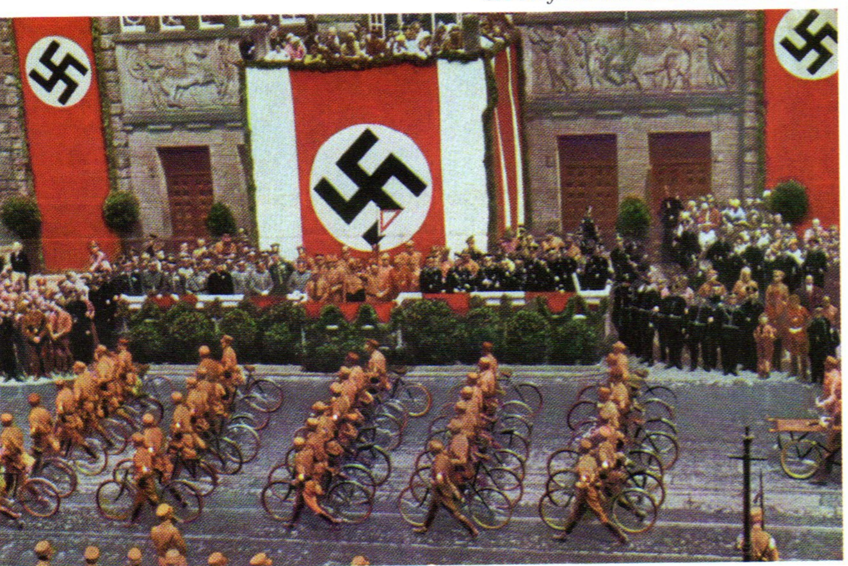


SA-Propagandamarsch durch Schleswig 1931 (Sammlung Meyer-Quade)



SA-Aufmarsch 1931 in Braunschweig

SA-Aufmarsch in Dortmund 1933



Auf dem We











NSDAP-Wahlkundgebung 1932 in Frankfurt/Main



Funktionärstagung: v. l. Heß, Rust, Hitler



SA-Aufmarsch in Leipzig 1933: v. l. Hitler, Mutschmann, Röhm, Himmler

g zur Macht











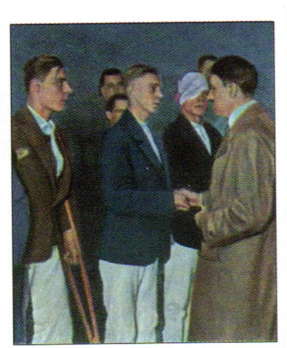
Kommunistische Maidemonstration 1930 im Lustgarten



NS-Kundgebung im Lustgarten zu Berlin 1932



An den Gräbern ermordeter SA-Männer



Hitler begrüßt verwundete SA-Männer







Terror bis zuletzt

Über 18.000 Verletzte und mehr als 200 Tote hat die NS-Bewegung – allen voran die SA – bis 1933 zu beklagen. (Gemälde: Felix Albrecht)

SA Spielmann | SA Truppführer | SA Sturmführer | SA Scharführer | San.-SA-Mann | Adjutant (SA Sturmführer) | SA San.-Oberführer

Die SA und ihre Führer

Fotos rechts: Die Stabschefs der SA

SA Mann (Reserve)

SA Sturmmann

SA Rottenführer

SA Scharführer

SA Oberscharführer

SA Truppführer

SA Obertruppführer

SA Sturmführer

SA Obersturmführer

SA Sturmhauptführer

SA Sturmbannführer (Stab d. Sturmbann I)

SA Obersturmbannführer (Stab d. Sturmbann II)

SA Standartenführer

SA Oberführer

SA Brigadeführer

SA Gruppenführer

SA Obergruppenführer

Chef des Stabes

SA Obergruppenführer SA Standartenführer SA Sturmbannführer SA Reiter Motor-SA SA Nachrichtenabteilung



1922:
Hans Ulrich Klintzsch



1923:
Hermann Göring



1926:
Franz Pfeffer von Salomon



1929:
Otto Wagener



1931: Ernst Röhm





1934: Viktor Lutze (Foto: Frentz)





1943: Wilhelm Schepmann



30. Januar 1933

SA-Marsch durch das Brandenburger Tor

So sah die SA sich selbst als Wegbereiter der Regierungsübernahme durch Hitler und die NSDAP

wicklungsjahren der Bewegung jedenfalls nicht öffentlich vorgetragen. Aber die Vertreter der einen oder der anderen Meinung beharrten auf ihrer Auffassung und verschoben deren Durchsetzung auf später, ohne dabei zu ahnen oder gar zu beabsichtigen, daß das eines Tages mit den blutigen Ereignissen vom 30. Juni 1934, dem Tode Röhms und mehrerer Führer dieser in der Geschichte einzigartigen politischen Kampftruppe, enden würde.

So weit war es indessen noch lange nicht, als Mussolini auf der anderen Seite der Alpen mit seinen Schwarzhemden in den ersten Nachkriegsjahren ein Beispiel gab, das alle aufhorchen ließ, die um die künftige Gestaltung des politischen Lebens im von Versailles in Ketten geschlagenen Deutschland besorgt waren. Der Duce hatte in den Schlachten des Ersten Weltkrieges erkannt, daß ein auf erhoffter internationaler Verbrüderung aufbauender Sozialismus, wie ihn Karl Marx zu schaffen versuchte, ein Hirngespinst, eine intellektuelle Gaukelei, ein politisches Unding ist. Der ehemalige Chefredakteur des sozialistischen Parteiblattes „Avanti" hatte eingesehen, daß Sozialismus nur auf nationaler Grundlage zu verwirklichen ist. Auf dieser Erkenntnis fußend formte Mussolini seine faschistische Bewegung, die – trotz aller wesentlichen Unterschiede – nicht ohne Einfluß auf die Entstehung des Nationalsozialismus in Deutschland war.

Der „Duce"-Bewunderer Adolf Hitler teilte auch von vornherein Mussolinis militärpolitische Einstellung. Dessen Schwarzhemden sollten das italienische Militär keineswegs ersetzen oder auch nur ergänzen. Die faschistischen Milizen wurden später dem regulären Militär unterstellt. Sie sollten ursprünglich – wie die SA – der militante Sturmbock der politischen Bewegung sein. Zu diesem Zweck hatte Mussolini sie aufgestellt, ausgebildet und eingesetzt. Der schnelle Erfolg gab ihm recht. Adolf Hitler erkannte das sofort und nahm es sich zu Herzen. Sein bald darauf stattfindender und durchaus unglücklicher Marsch zur Feldherrnhalle, der wegen der vielen Todesopfer (20, darunter 4 Po-

lizisten) und seiner Folgen in der Geschichte des Nationalsozialismus in den Vordergrund gerückt, ja glorifiziert worden ist, stand weniger unter Adolf Hitlers politischer als vielmehr unter Ludendorffs militärischer Führung. Er, der auch an der Spitze der Demonstranten, darunter vielen SA-Männern, den feuernden Regierungstruppen unerschrocken entgegenmarschierte, blieb aber unverletzt. Röhm und Ludendorff kamen, als NSDAP und SA nach der mißlungenen Erhebung verboten wurden und Hitler, Heß und andere hinter Gittern saßen, mit der Deutschvölkischen Freiheitspartei in den Berliner Reichstag und somit in den Genuß von Diäten. Röhm ging als Militärberater nach Bolivien. Ludendorff kandidierte 1925 für den Posten des Reichspräsidenten, erhielt aber nur 1,1 Prozent der Stimmen und betätigte sich danach vor allem in dem von ihm gegründeten „Tannenberg-Bund" sowie als Herausgeber einer eigenen Halbmonatsschrift und Verfasser militärischer und politischer Broschüren.

Der Gegensatz in den Auffassungen Hitlers und Röhms, ob die SA eine vorwiegend politische oder militärische Aufgabe habe, blieb bestehen, auch wenn es darüber zu keiner persönlichen oder gar öffentlichen Auseinandersetzung kam. Nachdem Adolf Hitler am 29. Juli 1921 Parteiführer geworden war, bestand er darauf, daß die SA eine Gliederung der NSDAP bleibe und keine selbständige Körperschaft werde.

Der verdienstvolle Historiker und ehemalige SA-Gruppenführer Heinrich Bennecke irrt jedoch, wenn er in seinem Buch „Die Reichswehr und der Röhm-Putsch"[16] die Vermutung äußert, Hitler habe „in seinen zunächst zu anderen Zwecken geschaffenen Sturmabteilungen ... von vornherein den Stamm oder wenigstens den Ansatzpunkt für eine nationalsozialistische Armee gesehen ..."

Und der ehemalige Gauleiter Rudolf Jordan hat noch weniger recht, wenn er zur Begründung von Benneckes Behauptung, jede Revolution könne erst dann ihres Erfolges sicher sein, wenn

sie aus ihren eigenen Reihen eine neue Armee geschaffen habe, das Beispiel von Trotzki anführt.

Adolf Hitler wollte nicht mit Waffengewalt, sondern legal an die Macht gelangen, wie er das nach dem gescheiterten Marsch zur Feldherrnhalle von 1923 in der Festung Landsberg unmißverständlich niedergeschrieben hat. Sein Verhältnis zur Reichswehr der Weimarer Republik, die ihn anfänglich unterstützt und sogar besoldet hatte, war gestört, seit er die seinen Anhängern am 1. Mai 1923 in Erwartung eines marxistischen Aufstandes in München überlassenen Waffen auf Befehl wieder abliefern mußte. Und mit dem genialen Feldherrn Ludendorff, das wußte er nach dem 8./9. November 1923, war keine Revolution zu machen. So wählte er den legalen Weg zur Macht. Dieser sollte lang und dornenreich werden. Schon bei seinem Prozeß vor dem bayerischen Volksgericht (26. Februar bis 1. April 1924) und später beim Ulmer Reichswehrprozeß gegen drei junge nationalsozialistische Offiziere hatte sich Hitler dazu verpflichtet, sein Ziel, die Macht in Deutschland, nur mit legalen Mitteln der Verfassung anzustreben. Er stand zu seinem Wort. Des Reiches Waffen wurden nicht Röhm und dessen SA anvertraut, sondern blieben in der Hand der Reichswehr, auch als sie nach Hindenburgs Tod (2. August 1934) unter den Befehl des „Führers und Reichskanzlers“ gestellt worden war und ihm den Treueeid geleistet hatte.

7. Kapitel
Röhm in Schwulitäten

Daß Röhm homosexuell war, steht außer Frage. Bereits seit einem Prozeß vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte im Jahre 1925 war seine Homosexualität bekannt. In der Öffentlichkeit blieb die unglückliche Veranlagung Röhms jedoch jahrelang ein Gerücht. „Ich bilde mir ein, gleichgeschlechtlich zu sein", gestand er seinem sexuellen Beichtvater, dem Berliner Arzt Dr. Heimsoth, in einem Brief vom 25. Februar 1929 aus Bolivien und fügte hinzu, „habe dies aber richtig erst 1924 entdeckt." Früher habe er „auch mit vielen Frauen verkehrt", gestand er weiter und ergänzte, aber nie mit besonderem Genuß ... Heute sind mir alle Frauen ein Greuel; insbesondere die, die mich mit ihrer Liebe verfolgen." Und das seien – so schließt er sein Geständnis in aller Bescheidenheit – „leider eine ganze Anzahl". Röhms Abkehr vom naturgemäßen Geschlechtsleben erfolgte also – nach seinem eigenen Bekenntnis – im Jahr 1924. Da war er – am 28. November 1887 geboren – bereits 37 Jahre alt, d.h. ein aus-

gereifter Mann. Erst nachdem die „Münchner Post" am 22. Juni 1931 recht eindeutige Belege veröffentlicht und im März 1932 Briefe Röhms an Dr. Heimsoth veröffentlicht hatte, galt seine Homosexualität als zweifelsfrei öffentlich bewiesen. Der ehemalige nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Dr. Helmut Klotz veröffentlichte 1932 diese Briefe, deren Authentizität im Verlauf eines gerichtlichen Ermittlungsverfahrens wegen Vergehens gegen den Paragraphen 175 Strafgesetzbuch von Röhm anerkannt worden war.[17]

In einem jener Briefe (vom 25. Februar 1929 aus La Paz/Bolivien) schreibt der damalige Oberstleutnant im Generalstab des bolivianischen Heeres wörtlich, „daß ich über meine Einstellung, wenn sie mir auch zeitweise schon erhebliche Schwierigkeiten gebracht hat, absolut nicht unglücklich bin, im Innern vielleicht sogar darauf stolz bin." Dieser „Stolz" geht aus einem früheren handschriftlichen Brief (vom 3. Dezember 1928) an den gleichen Empfänger hervor, in dem er sich über den „tölpelhaften Moralathleten" Alfred Rosenberg und seine indirekten Angriffe auf ihn beschwert. Er führt sie darauf zurück, daß „ich aus meiner Einstellung kein Hehl mache". Man habe sich, so meinte er, in nationalsozialistischen Kreisen eben daran gewöhnen müssen. Das war jedoch ein Irrtum. Nach einer zunehmenden offenen Kritik an seiner Person sah sich Röhm deshalb zunächst veranlaßt, eine Beleidigungsklage gegen die Verbreitung seiner persönlichen Briefe anzustrengen. Doch die Echtheit der Briefe war bereits in einem früheren Verfahren bestätigt worden. Dazu erklärte der Oberlandesgerichtsrat Dr. Kemmer, der als Untersuchungsrichter in München die Ermittlungen gegen den Beschuldigten Ernst Röhm wegen Vergehens gegen den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches führte, er habe die fraglichen drei Briefe dem Angeklagten vorgelegt und dieser habe sie als echt, von ihm verfaßt, geschrieben und unterschrieben anerkannt. Das gegen ihn in diesem Zusammenhang eingeleitete Strafverfahren wegen Verge-

hens gegen den Paragraphen 175 führte jedoch zu keiner Verurteilung.

Das Jahr 1924 war für Röhm – neben der Bewußtwerdung seiner Homosexualität – auch in anderer Hinsicht bedeutsam: Er wurde frischgebackener Abgeordneter des 2. Reichstages der Weimarer Republik, der am 4. Mai 1924 gewählt worden war.

Seine Partei, die NSDAP, war zu dieser Zeit noch verboten und ihr Führer in der Festungshaftanstalt Landsberg eingesperrt, aus der er erst im Dezember 1924 entlassen wurde. Röhm hatte jedoch mit einem Ersatz Vorlieb genommen, der „Deutschvölkischen Freiheitspartei". Diese erhielt 6,5 Prozent der Stimmen und 32 von 472 Sitzen im Reichstag. Ein weiterer der so ins demokratische Parlament katapultierten Abgeordneten war Erich Ludendorff (1865-1937). Elf weitere waren Nationalsozialisten, darunter neben Röhm noch heute bekannte Persönlichkeiten wie Gottfried Feder (1883-1941), einer der Mitbegründer der NSDAP, und Wilhelm Frick (1877-1946). Aufgestellt, aber nicht gewählt wurde damals für die gleiche Partei auch Roland Freisler (1893-1945), der später Präsident des Volksgerichtshofes werden sollte. Ein wenig bekanntes Detail aus dessen Biographie verriet damals der sozialdemokratische „Vorwärts" in der Ausgabe vom 3. Mai 1924 unter der Überschrift: „Seelenverwandtschaft – Ein jüdisch-kommunistischer-deutsch-völkischer Reichstagskandidat". Dieser Dr. Roland Freisler aus Kassel habe noch bis vor kurzem der KPD angehört. Das sei um so interessanter, schrieb das offizielle Organ der SPD, „als seine Großmutter (ebenso wie bei Wulle) eine Jüdin ist ..." Dieses Detail aus einer schier unübersehbaren Fülle von ungeordnetem Archivmaterial über die Geschichte der SA ausgegraben und erstmalig veröffentlicht zu haben, ist eines der vielen Verdienste des bereits zitierten Historikers Georg Franz-Willing. Der 1924 als Ludendorffs Kandidat durchgefallene Freisler gelangte erst 1932 in den Reichstag, nachdem er schon 1925 der wiederzugelassenen NSDAP beigetreten war. Er kam während

der alliierten Terrorluftangriffe im Februar 1945 im Keller des Volksgerichtshofes ums Leben.

Hauptmann a.D. Ernst Röhm (MdR) genoß also seit 1924 die Vorteile eines demokratischen Volksvertreters der Weimarer Republik. Er kassierte seine reichlichen Diäten, reiste mit seinem Freifahrschein erster Klasse in den damals rotgepolsterten D-Zügen der Reichsbahn kreuz und quer durch Deutschland und genoß das Berliner Nachtleben. Noch ein Jahr nach Auslaufen seines Reichstagsmandates und der Annahme einer Berufung der bolivianischen Regierung als Berater und Ausbilder nach La Paz erinnerte er sich in einem letzten Brief an Dr. Heimsoth an die herrlichen Tage und Stunden, die er als Reichstagsabgeordneter in Berlin verleben durfte. Er habe Sehnsucht nach „dieser einzigen Stadt". Dort sei seiner Ansicht nach vor allem das Dampfbad „der Gipfel allen menschlichen Glücks". Gerade dort habe ihm „die Art und Weise des Verkehrs ganz besonders gefallen".

In jener „einzigen Stadt", an die sich Röhm in seinen homosexuellen Klagebriefen so sehnsuchtsvoll erinnerte, befanden sich damals die zynischerweise so genannten „Goldenen Zwanziger Jahre" auf ihrem Höhepunkt. Für uns, die wir uns unter der Hakenkreuzfahne zusammenfanden, waren jene Zeiten allerdings alles andere als golden. An „Dampfbäder" und ähnliche Vergnügungen war nicht zu denken. Auch wir hätten gern geschwitzt – jedoch nicht, um ein paar überschüssige Kilo loszuwerden und uns von Lustknaben bedienen zu lassen, sondern beim Arbeiten, um damit ehrlich unser täglich Brot zu verdienen, statt vor den Stempelstellen Schlange zu stehen. Von Röhms widernatürlichen Vergnügungen wußten wir damals noch nichts. Das sprach sich erst später herum, wurde durch die Veröffentlichung des Dr. Klotz 1932[18] einem kleinen Kreis bekannt und erst 1934, nach dem sogenannten „Röhm-Putsch", in alle Welt hinausposaunt.

Röhms Frauenfeindlichkeit hatte sich ganz offenbar in seiner Zeit als Abgeordneter im Parlament noch verstärkt. In seinem Be-

kenntnisbuch stellt er mit Befriedigung fest, daß seine Partei die einzige im Reichstag vertretene sei, die keine Frauen ins Parlament entsende. Und er bemerkt verbittert: „Das ‚mulier taceat'[19] (die Frau hat zu schweigen) hat heute keine Geltung mehr; die Frauen reden überall mit, die Männer ordnen sich ihnen unter."

Es sei nicht gut vorzustellen, schreibt er in dem Buch „Geschichte eines Hochverräters"[20], daß sich „ein Alexander der Große oder Friedrich der Große, ein Cäsar oder Napoleon, ein Prinz Eugen oder ein Karl XII. von Schweden" einer Frau untergeordnet hätten.

Bei dieser gewiß gut gewählten Zusammenstellung herausragender soldatischer Persönlichkeiten der Geschichte ließ der Autor einen Namen aus, auf den all dies recht eigentlich gemünzt war: Erich Ludendorff, den Ersten Generalquartiermeister des deutschen Heeres, der seit 1916 die Verantwortung für die Oberste Heeresleitung und den Ruhm als Sieger in der Schlacht von Tannenberg mit Generalfeldmarschall von Hindenburg teilte. Röhm, der Ludendorff anfänglich grenzenlos bewunderte und verehrte, beurteilte ihn immer skeptischer, als dieser Mitte der zwanziger Jahre unter den Einfluß der Frau Mathilde von Kemnitz, geb. Spieß geriet, die er erst heiraten konnte, als seine in einer Nervenheilanstalt befindliche erste Frau kein Hindernis mehr für eine neue Ehe darstellte. Die ehrgeizige Frau von Kemnitz bekam ihren zweiten Gatten, der sich schon im Ersten Weltkrieg Heldenruhm erworben hatte, völlig „unter den Pantoffel". Dies verbitterte Röhm ganz außerordentlich.

Als Röhm seine vier Jahre als Volksvertreter „abgesessen" hatte – im wahrsten Sinne des Wortes, denn er erhob sich während der gesamten Zeit seines Mandates nur ein einziges Mal, um das Wort zu einer völlig nebensächlichen Angelegenheit zu ergreifen –, war für ihn guter Rat teuer. 1923 hatte ihn die Reichswehr entlassen. Wegen Beihilfe zum Hochverrat war er zu einer fünfzehnmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt worden, kam aber be-

reits im Frühjahr 1924 wieder auf freien Fuß. Auf der Suche nach einem zivilen Gelderwerb verkaufte er eine Zeitlang für einen befreundeten Verlag Bücher und arbeitete kurz für eine private Firma. Dann retteten ihn die Reichstagswahlen von 1924. Militärisch versuchte er, sich mit der Gründung eines sogenannten „Frontbanns" zu betätigen, einer Art Neuauflage der seinerzeit von ihm mit Waffen belieferten paramilitärischen Selbstschutzverbände Bayerns, in die er auch die SA mit einbeziehen wollte. Jedoch machte ihm Hitler einen Strich durch die Rechnung. Dieser wollte 1925 nach seiner Entlassung aus der Festungshaft und der Aufhebung des Verbotes von Partei und SA beide Organisationen wieder unter seine Fittiche nehmen und für keine Soldatenspielerei mißbrauchen lassen.

Am 25. Februar 1925 hatte die Weimarer Republik das Verbot von NSDAP und SA aufgehoben. Bereits am nächsten Tag veröffentlichte der „Völkische Beobachter" Hitlers Richtlinien für die Neuaufstellung seiner Bewegung und ihrer Gliederungen. Über die „Neubildung der SA" hieß es darin, sie erfolge nach den Grundlagen, wie sie vor ihrem Verbot von Hitler bestimmt worden waren. „Zweck der neuen SA", so stellte Hitler fest, sei „die Stählung des Körpers unserer Jugend, Erziehung zu Disziplin und Hingabe an das große Ideal, Ausbildung im Ordner- und Aufklärungsdienst der Bewegung." Das war klar, deutlich und unmißverständlich. Hitler wollte die SA nur noch als Saalschutz- und Propagandatruppe. Das war das Gegenteil dessen, was Röhm mit seinem „Frontbann" vorhatte und was offenbar von Ludendorff genehmigt worden war. Hitler hatte Röhm zwar zunächst die Führung der SA während der Verbotszeit gewissermaßen zu treuen Händen übergeben, weil Göring, der die Führung der SA von dem jungen Berufsoffizier Leutnant zur See Klintzsch übernommen hatte, nach seiner schweren Verwundung vor der Feldherrnhalle erst nach Österreich und dann nach Schweden, der Heimat seiner Frau, gegangen war. Doch jetzt

wollte Röhm die wiederentstehende SA seinem militärischen „Frontbann“ eingliedern. Da machte Hitler nicht mit. Ohne seine Zustimmung aber war Röhms „Frontbann“ ein totgeborenes Kind, und so legte er dessen Führung nieder.

Hier wird der Trennungsstrich sichtbar, der sich nach dem Scheitern des Marsches zur Feldherrnhalle zwischen Hitler und Röhm ergeben hatte. Daran konnte kein Zweifel mehr bestehen, als es in dem erwähnten Artikel des „Völkischen Beobachters“ unmißverständlich hieß: „Bewaffnete Gruppen oder Verbände sind von der Aufnahme in die SA ausgeschlossen. Wer entgegen den Anordnungen der Leitung Waffen trägt oder im Depot aufzubewahren versucht, wird sofort aus der SA und Partei ausgeschlossen.“[21]

In einem Schreiben seines Sekretariates vom 26. Mai 1925 heißt es klar und deutlich: „Eine neue Wehrbewegung gedenkt Herr Hitler nicht aufzuziehen. Wenn er es seinerzeit tat, so nur auf Veranlassung der Herren, die ihn nachher im Stich ließen. Heute braucht er lediglich einen Saalschutz wie vor dem Jahr 1923.“ Wer mit diesen „Herren“ gemeint war, wußte jeder: Nicht Röhm, der sich trotz seines höheren militärischen Ranges Hitler stillschweigend untergeordnet hatte, sondern der Generalstaatskommissar Bayerns, von Kahr, und Ludendorff, die 1923 – jeder für sich – etwas ganz anderes zu erreichen hofften.

Ich kann aus meiner eigenen Erfahrung in den Reihen der SA den völlig unmilitärischen Charakter dieser Organisation bestätigen. In meiner ganzen Zeit als „Einjährig-Freiwilliger“ in ihren Reihen habe ich nicht ein einziges Mal an irgendeiner militärischen Übung teilgenommen. Gewiß bemühten wir uns, im Gleichschritt zu marschieren und möglichst stillzustehen, wenn es befohlen wurde. Aber wichtiger waren für uns die Leibesübungen und die politische Schulung. Den Umgang mit Waffen brauchte uns – die meisten waren ehemalige Frontsoldaten – niemand beizubringen.

Röhm sah keine Zukunft mehr für sich, nachdem er sich von Abgeordnetensessel und Dampfbad hatte verabschieden müssen, und seine Bemühungen, im zivilen Leben Fuß zu fassen, gescheitert waren. Da erinnerte er sich, daß er 1926 eine Aufforderung erhalten hatte, sich einer deutschen Militärmission für Bolivien anzuschließen, was damals für ihn als Reichstagsabgeordneten nicht sonderlich reizvoll war. Mein Geburtsland Bolivien hatte 1911 eine französische Militärmission durch eine deutsche ersetzt. Als sich dann unter der Regierung des 1926 zum Präsidenten gewählten Hernando Siles (1883-1942) die Spannungen in den Beziehungen zum Nachbarland Paraguay wegen des umstrittenen Gebietes des Chaco verschärften, versuchte der deutschfreundliche Präsident, die Schlagkraft seines Heeres durch die Verpflichtung besonders geeigneter deutscher Ausbilder zu verstärken. Dabei war ihm der deutsche General Hans Kundt (1869-1939) behilflich, der sich in vielen Jahren erfolgreichen Wirkens bis zum Chef des bolivianischen Generalstabes hochgedient hatte. Sein Auge fiel auf den Hauptmann Röhm, der sich zwar nicht im Reichstag, aber bei der Aufstellung und Ausbildung der Wehrverbände in Bayern einen Ruf erworben hatte, der bis zu dem General Kundt nach La Paz gedrungen war. Kundt gehörte zum engsten Bekanntenkreis meiner Eltern. Sein Name, der mir aus den Erzählungen meiner Mutter vertraut war, hatte in Boliviens Gesellschaft und Politik einen guten Klang. Er war es, der Röhm als Ausbilder und Instrukteur Ende 1928 nach Bolivien verpflichtete.

Röhm entschied sich innerhalb von 24 Stunden für die Annahme des unter seinen damaligen Verhältnissen verlockenden Angebotes. Er, der seinen geliebten Offiziersberuf vor fünf Jahren hatte aufgeben müssen und in der Soldatenspielerei mit den Wehrverbänden einen nur unbefriedigenden Ersatz dafür gefunden hatte, durfte nun wieder voll in das von ihm geliebte Milieu einsteigen. Kundt hatte ihm die Stellung eines Oberstleutnants

im bolivianischen Generalstab versprochen. Das waren zwei Dienstgrade mehr, als Röhm sie in der Reichswehr der Weimarer Republik innegehabt hatte. Schon drei Tage später bezog er eine Kabine erster Klasse auf dem deutschen Schnelldampfer „Cap Polonio“, der ihn in knapp drei Wochen nach Buenos Aires brachte, von wo aus er mit einem schnaufenden Ungeheuer von Zahnradbahn über die Anden in die bolivianische Hauptstadt La Paz gelangte. Er scheint sich in ihrer Höhe (3.669 m ü.M., in der ich 1912 „hochwohlgeboren“ wurde) durchaus wohlgefühlt zu haben. Er freute sich, „daß diese Welt nicht das Deutschland des November 1918 sieht und wertet, sondern an die alte Ehre ... und die jugendfrische Kraft des jungen Deutschland glaubt.“

Sechs Monate brauchte Röhm, um sich einzuleben, sich an die völlig anderen klimatischen Verhältnisse zu gewöhnen und genügend spanische Sprachkenntnisse zu erwerben. Dann konnte ihn General Kundt als Instrukteur zu zwei Infanterieregimentern kommandieren, wo er seine militärischen Kenntnisse und Tugenden sowie sein hervorragendes Organisationstalent bestens zur Geltung zu bringen verstand. „Hier konnte ich so recht nach Herzenslust Soldat sein“, heißt es in seinen Erinnerungen, „im engsten Einvernehmen mit den Regimentskommandeuren konnte ich hohe Anforderungen stellen, sie wurden gut und freudig erfüllt.“ Diese Tätigkeit befriedigte ihn nicht nur, sie wurde auch durch seine Ernennung zum Chef des Stabes bei einem Divisionskommando belohnt.

Röhm hat seinen Aufenthalt in Bolivien und seinen Einsatz als hoher Offizier dieses Landes nie bereut, obwohl dessen politische Entwicklung ihm erhebliche Schwierigkeiten bereitete, als dort 1930 eine jener Revolutionen stattfand, die in Bolivien, wie in vielen anderen südamerikanischen Ländern, mit schöner Regelmäßigkeit auszubrechen pflegen. Geschürt und gelenkt werden sie, wie die Kriege dieser Region, von ausländischen Interessen. Präsident Siles war den Drahtziehern der südamerikanischen Po-

litik unerwünscht, aus welchen Gründen auch immer. Sein Freund, der deutsche General Kundt, versuchte, ihn zu schützen, konnte sich aber nicht durchsetzen, da die Mehrheit seiner Offiziere gegen den Präsidenten und gegen ihn waren. Er mußte schließlich in der deutschen Gesandtschaft Zuflucht suchen, die ihm die unbehelligte Rückkehr in die Heimat ermöglichte.

Auch Röhm bekam bei der bolivianischen Revolution 1930 als Deutscher feindselige Empfindungen zu spüren. Sie flauten bald ab, nachdem eine Militärregierung zeitweilig die Macht übernommen und diese einem zivilen Nachfolger des gestürzten Präsidenten Siles übergeben hatte. Aber so recht wohl fühlte sich der bayerische „Haudegen" in seinem Gastland nun nicht mehr. In der deutschen Heimat spitzte sich inzwischen die Lage zu. Der New Yorker Börsenkrach vom 25. Oktober 1929 hatte die Weltwirtschaftskrise eingeleitet, die auch das besiegte Deutschland schwer in Mitleidenschaft zog, das erst wenige Jahre zuvor seine Mammut-Inflation durch die Stabilisierung der Reichsmark hatte überwinden können. Eine Pleitewelle breitete sich aus, ließ die Arbeitslosigkeit sprunghaft ansteigen und die Staatsfinanzen in gleicher Weise absacken. Auch das Berliner Bank- und Exporthaus, dessen Filiale in La Paz mein Vater geleitet und in dem ich den Kaufmannsberuf erlernt hatte, mußte schließen, so daß ich zu den schließlich mehr als sechs Millionen Arbeitslosen in Deutschland gehörte. Der seit März 1930 regierende Zentrumspolitiker Heinrich Brüning versuchte, mit außerparlamentarischen Notverordnungen den wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch aufzuhalten. In dieser verzweifelten Lage fanden die Wahlen vom 14. September 1930 statt. Sie glichen einem Bergrutsch. Die Anzahl der Sitze der NSDAP im Reichstag stieg von 12 auf 107. Damit wurde die NSDAP zweitstärkste Partei nach den Sozialdemokraten, die, wie auch die bürgerlichen Parteien, Verluste in Kauf nehmen mußten. Nur die Kommunisten hatten einen Zugewinn von 23 Mandaten erzielt und waren mit

77 Abgeordneten auf Platz drei aufgerückt. In Deutschlands Politik flammte das rote Warnlicht auf. Denn auch unsere Hakenkreuzfahne war ja rot und jagte dem demokratischen Bürgertum mindestens so viel Schrecken ein wie die mit Hammer und Sichel.

Deutschland stand in diesem europäischen Herbst vor einer entscheidenden Wende. Jetzt galt es für Adolf Hitler, alle Kräfte zu bündeln, um an sein Ziel zu gelangen. Die SA, das wußte er, würde dabei eine entscheidende Rolle spielen. Wer sollte sie künftig führen? Seine Gedanken gingen ins ferne Bolivien. Was dann geschah, drückte Röhm in seinem Buch so aus: „Da erreichte mich der Ruf meines Freundes Hitler, nach Deutschland zurückzukehren." Röhm folgte ihm auf der Stelle. Der Ruf war kurz und eindringlich. Er lautete: „Ich brauche Dich."

8. Kapitel

„Reiten wird es schon können“

Adolf Hitler hatte den Hilferuf gewiß nicht ohne Grund an seinen alten Freund Röhm gerichtet. Die Bergrutschwahlen vom 14. September 1930 hatten eine Veränderung der Parteienlandschaft in Deutschland herbeigeführt, wie sie so radikal von niemandem, nicht einmal von Hitler selbst, erwartet worden war. Aber er überschätzte sie auch nicht. Gewiß, der Sprung auf den zweiten Platz im Parlament war sensationell. Von 12 auf 107 Sitze – das hatte in der Volksvertretung der Weimarer Republik noch keine Partei geschafft. Aber die absolute Mehrheit, die die NSDAP brauchte, um – wie von ihrem Führer versprochen – legal an die Macht zu gelangen, lag noch in weiter Ferne. Und der zweite Sieger waren die Kommunisten, die 77 Mandate (davon 23 neue) gewonnen hatten, mehr als irgendeine bürgerliche Partei. Diesen Mitbewerber um die Macht im Staate zu besiegen, würde es einer gewaltigen Anstrengung bedürfen. Dafür, das wußte Hitler, war eine SA nötig, so stark und diszi-

pliniert wie möglich. Und um das zu erreichen, brauchte er Röhm, von dessen widernatürlichen Sexualgewohnheiten er damals zwar durch aufgebrachte Parteigenossen Kenntnis hatte, dessen Führungsqualitäten er jedoch so hoch schätzte, daß er sich herausredete, Röhms Homosexualität sei nicht tatsächlich erwiesen.

Das sensationelle Ergebnis, daß eine erst seit fünf Jahren wieder zugelassene Partei ihr Wahlergebnis nahezu verzehnfacht, war die Eintrittskarte für den Entscheidungskampf um die Macht. Jetzt galt es, alle Kraft zusammenzunehmen, um den Sieg zu erringen. Gewiß, an Erfolgen hatte es auch vorher schon nicht gemangelt. Die junge NSDAP war bereits auf Gemeinde- und Provinzebene in manche Machtposition aufgerückt, im exekutiven wie im legislativen Bereich. Das Land Braunschweig hatte mit Dietrich Klagges sogar schon einen nationalsozialistischen Innenminister (ab 1933 Ministerpräsident des gleichen Landes), der Adolf Hitler zum Regierungsrat ernannte. Damit wurde Hitler automatisch deutscher Staatsangehöriger und konnte im März 1932 bei den Reichspräsidentenwahlen zu Hindenburg und Thälmann in Konkurrenz treten. Er schlug dabei zwar den Kommunisten (mit 11,34 gegen 4,98 Millionen Stimmen) deutlich, während jedoch der Generalfeldmarschall mit 18,65 Millionen Stimmen überlegener Sieger blieb.

Das Wettrennen um die Macht war nicht auf die Wahlurnen beschränkt. Weitaus wichtiger war es, die Straße zu erobern und fest im Griff zu behalten, was die Marxisten bisher für ihr ureigenstes Recht gehalten hatten. Das war ohne eine – im wahrsten Sinne des Wortes – „schlagkräftige“ SA nicht möglich. Aber gerade diese Kampftruppe der NS-Bewegung war damals nicht in Ordnung. Wenig mehr als 14 Tage vor den entscheidenden Wahlen im September 1930 braute sich der sogenannte „Stennes-Putsch“ der SA zusammen. Es war die erste ernsthafte Krise, die Dr. Goebbels in seinem Gau Berlin erlebte. Er hat mir später oft

davon erzählt. Der erste, mit dem er darüber sprach, war Göring, der ja auch später beim sogenannten „Röhm-Putsch“ vom 30. Juni 1934 eine wichtige Rolle spielte. Am 24. August 1930 trug Goebbels über den Vorabend in sein Tagebuch ein: „... mit Göring zum Essen. Ernste Unterredung über die SA ... Sie wird unter Pfeffer und Stennes zu selbständig ... Ich traue vor allem dem Stennes nicht.“

Sein Mißtrauen war berechtigt. Eine Woche später schon bestätigten sich die Gerüchte über die Vorbereitung einer SA-Revolte in Berlin. „Stennes sitzt wie eine Spinne im Hintergrund“, heißt es am 30. August 1930 in den Goebbels-Tagebüchern. Die Sache sei schlimmer als er zunächst befürchtet habe: „Stennes ist ein Verräter.“[22] Er stellte ihn zur Rede. Und der Oberste SA-Führer Ost – so lautete die offizielle Bezeichnung für den Chef der SA in Berlin-Brandenburg – nannte unverfroren seine Forderungen: drei Reichstagsmandate für die SA, Geld und Teilhabe an der politischen Macht. Er drohte ganz ungeniert: Bei Nichterfüllung seiner Forderungen werde jene für den nächsten Abend vorgesehene Kundgebung im Sportpalast gesprengt, die der Gauleiter als abschließenden Paukenschlag der Propaganda für die bevorstehende Reichstagswahl vorbereitet hatte. Goebbels versuchte, den Rebellen zu besänftigen. Er werde sich bei Adolf Hitler für eine vernünftige Berücksichtigung berechtigter Forderungen einsetzen. Er hielt sein Versprechen und kritzelte mit seiner, selbst für enge Mitarbeiter wie mich schwer entzifferbaren Handschrift ins Tagebuch: „Ich mahne zum Nachgeben bis zur Wahl. Zudem hat die SA in ihren materiellen Forderungen recht.“ Ein höchst bemerkenswertes Eingeständnis, das ich gegen Ende des Krieges persönlich von Goebbels bestätigt bekommen sollte.

Tatsächlich lebte damals das Gros der Berliner SA-Männer in miserablen materiellen Verhältnissen. Unter ihnen wurde offen darüber diskutiert, ob es richtig sei, in München für Millionen von Reichsmark ein Braunes Haus zu errichten, wenn sie, die SA-

Männer in Berlin, nicht wußten, woher das Geld für ein Paar neue Schuhsohlen zu nehmen sei, die man sich für die Partei durchgelaufen habe. Hinzu kam, daß die SA zwar ihr eigenes Führungskorps hatte, aber in allen politischen und sogar organisatorischen Entscheidungen der politischen Führung unterstellt war. Diese Mißachtung der SA kennzeichnete nicht nur das Finanzgebaren der politischen Führung, sondern machte sich auch bei der Aufstellung der Kandidatenlisten für die Parlamente und sonstigen wählbaren Gremien bemerkbar. Kurz: die SA fühlte sich innerhalb der Partei unterrepräsentiert, wie das Stiefkind der NS-Familie. Und das war keine Einbildung. Goebbels wußte das. Daraus entstand das weitverbreitete Gerücht, er habe bei jeder Parteirevolte – und diejenige des Hauptmanns Stennes von 1930 war gewiß nicht die einzige – ein wenig auf der rebellischen Seite mitgemacht. Das mag schon stimmen. Er war jedenfalls immer ein Repräsentant des als „links“ bezeichneten Parteiflügels, für den das Nationale die selbstverständliche Grundlage, das Sozialistische aber das ganz Besondere, das Revolutionäre, das Unverzichtbare der aus dem Ersten Weltkrieg entstandenen neuen Bewegung war.

Am 30. August 1930 schlug Stennes dann zu – im wahrsten Sinne des Wortes. Die Gau-Geschäftsstelle in der Hedemannstraße Berlins ging dabei zu Bruch. Polizei mußte einschreiten. Es floß sogar Blut – Kameradenblut, wie Goebbels im Tagebuch vermerkte. Zwei SS-Leute, die sich eingemischt hatten, wurden verletzt. Der Gauleiter befand sich auf einer Wahlversammlung in der schlesischen Hauptstadt Breslau. Dort wurde er am nächsten Morgen um zwei Uhr alarmiert. Er gab den Alarm an Adolf Hitler weiter. Beide eilten nach Berlin. „Es steht alles auf des Messers Schneide“, notierte Goebbels. Er riet daher dringend zu einer friedlichen Beilegung des Konfliktes. Und Adolf Hitler setzte sich durch. Goebbels konstatierte: „Stennes hat sich unterworfen.“ Der damalige Oberste SA-Führer, Pfeffer von Salomon, ein

ehemaliger Hauptmann wie Stennes und Röhm, trat zurück. Die Finanzprobleme der Berliner SA wurden für beide Seiten befriedigend geregelt. Im Kriegervereinshaus, dem traditionellen Versammlungsort des Gaues Berlin, kamen die SA-Führer und ihre Männer zusammen. Adolf Hitler ließ sich dabei von einer der meistverehrten Persönlichkeiten seiner Partei begleiten, Karl Litzmann, dem General und „Pour-le-mérite"-Träger aus dem Ersten Weltkrieg, der mit seiner 3. Garde-Infanterie-Division an der Ostfront den entscheidenden Durchbruch von Brzeziny erkämpfte, und der noch 20 Jahre später, als damals 80jähriger Parteigenosse, höchstes Ansehen genoß. Er und Adolf Hitler sprachen zu den anfänglich zurückhaltenden SA-Führern und ihren Männern. Dann aber gab es tosenden Beifall und einen eindrucksvollen Treueschwur aller Anwesenden für Adolf Hitler. Dem Wahlsieg, der keine zwei Wochen später errungen werden sollte, stand nichts mehr im Wege.

Die „Stennes-Revolte" wird hier etwas ausführlicher dargestellt, weil sie für mein künftiges Leben (nicht nur das politische) entscheidend wurde. Ich kam durch einen der von ihm ge- oder verführten Anhänger mit Stennes in Verbindung: Günter Heysing, ein Ur-Berliner aus dem Wedding, dem Proletenviertel der Reichshauptstadt. Er war, aus einer ganz anderen Sphäre stammend und ein paar Jahre älter als ich, ebenfalls Journalist. Er sprach ein so waschechtes Berlinisch, wie ich es – erst kürzlich aus Schlesien zugewandert – niemals erlernen konnte. Seine ganze Liebe galt dem Militär. Schon lange vor dem Beginn des Dritten Reiches und erst recht vor der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht hatte er als Zeitfreiwilliger seine Übungen bei der Infanterie der Reichswehr gemacht. Sein militärischer Schliff hatte noch jenen Glanz, wie ihn die alten Berufssoldaten später der Waffen-SS verschafften. Er avancierte daher schnell bis zum Hauptmann, während ich nie mehr als den Rang eines Leutnants erreichte. Er war einer der wenigen Kriegsberichter, die sich das

EK I verdienten. Wir gehörten beide zuletzt der Berichterstaffel des Oberkommandos des Heeres an, der Eliteformation der Propagandakompanien. Er machte mich, schon lange bevor ich 1931 in die SA eintrat, mit den Grundsätzen und Zielen des Nationalsozialismus bekannt, die man in unserem Alter aktiv nur in der SA verfechten konnte. Nach dieser intellektuellen Vorbereitung fehlte nur noch der eingangs erwähnte Schlag mit dem Gummiknüppel ins Genick, den wir alle, Heysing wie Goebbels und „Auwi", zu spüren bekommen hatten, um mich zum SA-Mann zu machen: fürwahr eine Art demokratischen Ritterschlages.

Ob Stennes jemals so zusammengeschlagen worden ist wie wir, weiß ich nicht. Seine Biographie, die ein ehemaliger Marineoffizier und Geheimdienstchef der Briten im Zweiten Weltkrieg verfaßte, erschien in deutscher Sprache 1982: „Als Hitler nach Canossa ging."[23] Nanu, denkt der unbefangene Durchschnittsleser, Hitler nach Canossa? Und er entsinnt sich oder liest im Lexikon nach (wie der Verfasser): „Burg in Oberitalien, wo sich Kaiser Heinrich IV. in seinem Streit mit Papst Gregor VII. im Jahr 1077 tagelang demütigen mußte, ehe er die Lösung vom Kirchenbann erreichte." Im deutschen Sprachraum ist „Canossa" durch Bismarck zum geflügelten Wort geworden, als er am 18. Mai 1872 im Reichstag erklärte: „Nach Canossa gehen wir nicht!" Er hielt sein Wort. Und auch Adolf Hitler ging nicht nach Canossa. Am 31. August 1930 eilte er nach Berlin, nicht um zu büßen oder um Vergebung zu bitten, sondern lediglich, um mit Stennes einen aberwitzigen Gefolgsmann zur Rede zu stellen und zur Besinnung zu bringen.

Das gelang. Hauptmann Walther Stennes (1895-1981) hatte in seiner langen und wechselvollen militärischen Laufbahn in seinen Beurteilungen u. a. auch die kurze Bemerkung „u. U." stehen. Das bedeutete: unbequemer Untergebener. Und es traf zu. Er begann mit zehn Jahren als Kadett in Bensberg, nicht weit vom Rhein. Den Ersten Weltkrieg machte er als Leutnant mit Aus-

zeichnung mit. Danach gründete er das „Freikorps Hacketau" und kämpfte an der polnischen Grenze gegen die Verderber Deutschlands weiter. Im Jahre 1920 machte er beim „Kapp-Putsch" mit, trat vorübergehend der (sogenannten „grünen") Sicherheitspolizei und danach der „Schwarzen" Reichswehr bei, ehe er 1927 bei den braunen Kolonnen der SA landete, um diese zu ebenso „unbequemen Untergebenen" zu machen, wie er selbst einer war.

Stennes will Hitler – wenn man seinem Biographen glauben darf – schon 1920 bei dem Grafen Ernst zu Reventlow (1869-1943) in Berlin kennengelernt haben, der – aus holsteinischem Uradel stammend – den äußersten rechten Flügel der NSDAP repräsentierte. Er gehörte zu den Alldeutschen, die sich in seinem gastlichen Haus zu fruchtbaren Aussprachen trafen und die sich auch für Adolf Hitler interessierten, dessen Ruf als politischer Agitator mit bisher unbekannten Tendenzen bis in die Reichshauptstadt gedrungen war. Adolf Hitler verstand sich mit dem ehemaligen Marineoffizier von der Waterkant trotz all ihrer Verschiedenartigkeit ausgezeichnet, nahm ihn 1927 in seine „Arbeiterpartei" auf, die der Graf – schon während der Verbotszeit für Ludendorffs Ersatzpartei in den Reichstag gewählt – als Volksvertreter würdig und fraglos würdiger als sein Fraktionskollege Röhm repräsentierte.

Die gräfliche Hausfrau machte einen anderen Gast, den jungen Stennes, darauf aufmerksam, daß sich ihr Mann gerade mit einem bemerkenswerten Politiker aus München unterhalte, den dort viele für den „neuen Messias" hielten. „Der Bursche", will Buchautor Drage von Stennes gehört haben, sähe aber „nicht wie ein Messias" aus, „nicht einmal wie ein falscher". Noch im gleichen Jahr wurde Stennes durch Ludendorff offiziell Adolf Hitler vorgestellt und will noch vor dem Putsch von diesem das Angebot erhalten haben, die Führung einer der Münchener SA-Formationen zu übernehmen. Es kam damals nicht dazu, weil sich

Stennes als Ausbilder der „Schwarzen Reichswehr“ für unersetzlich hielt.

Erst nach der Neugründung der Partei 1925 nahm Stennes unter Vermittlung seines Gönners Ludendorff die Verbindung mit dem damals schon unbestrittenen Führer der NSDAP wieder auf. Doch es dauerte bis zum Frühjahr 1927, bis Stennes ein ihm zusagendes Angebot erhielt: Er sollte OSAF-Ost werden, d. h. Oberster SA-Führer im gesamten mitteldeutschen Raum östlich der Elbe, also einschließlich Berlins. Das reichte ihm. Er nahm an. Ab Dezember 1927 unterstand ihm einer der fünf deutschen Organisations-Bezirke der SA – der bei weitem wichtigste. Im Gau Berlin waltete bereits Dr. Josef Goebbels seit 1926 als Gauleiter seines Amtes. Er bekam von dem aufmüpfigen SA-Chef unter allen Parteiführern die positivste Beurteilung. Adolf Hitler war für ihn – wenn immer man seinem englischen Biographen glauben darf – keineswegs ein Messias, sondern ein „damals noch einfacher Mensch“, mit dem man gut auskommen konnte. Frick maß er „nur die Fähigkeiten eines bayerischen Durchschnittsbeamten“ bei. Heß bezeichnete er als „Parsifal, den treuen Toren“, der stets sein „erbitterter Gegner“ blieb. Nur von einem einzigen Prominenten aus der ersten Garnitur der NS-Führer sprach er gut: von seinem Gauleiter, seinem unmittelbaren Vorgesetzten in der Parteistruktur. Dr. Goebbels sei ganz schlicht „hervorragend“ und „bei weitem der intelligenteste von uns allen“. Äußere Kennzeichen des späteren Reichspropagandaministers beurteilte er durchaus zutreffend. Er gab ganz offen zu, daß „es ein Genuß war, Goebbels zuzuhören. Er konnte jederzeit reden und sich seines Erfolges sicher sein ... Er war ein hervorragender Musiker und fabelhafter Unterhalter; er hatte die ausdrucksvollsten Augen und Hände, die ich je gesehen habe.“ Ich kann diese Ansicht aus meiner eigenen Erfahrung zweier Jahre täglichen Zusammenseins mit diesem ungewöhnlichen Mann Wort für Wort bestätigen, wie aus meinen in jener Zeit geschriebenen und bis heu-

te immer wieder aufgelegten und zitierten Tagebüchern[24] hervorgeht.

Während Stennes seine wichtige Stellung im Gefüge der erfolgreichen NSDAP zur Vorbereitung und Durchführung eines parteiinternen Putsches nutzte, war die SA unter der Gesamtführung des Hauptmanns a.D., Franz Felix Pfeffer von Salomon, nach der Neugründung der Partei von 1925 und nach den sehr genauen Weisungen Adolf Hitlers, zu einem wichtigen, wenn nicht sogar ausschlaggebenden Instrument der an Umfang und Bedeutung schnell wachsenden NS-Partei geworden. Pfeffer, wie dieser entfernte Verwandte des Erfolgschriftstellers Ernst von Salomon kurz genannt wurde, war 1888 in Düsseldorf geboren und hatte sein Studium – er war Korpsstudent – unterbrochen, um als Freiwilliger 1914 am Ersten Weltkrieg teilzunehmen, wobei er es bis zum Hauptmann und Bataillonskommandeur brachte. Als solcher kämpfte er 1918 weiter, zunächst mit einem von ihm aufgestellten Freikorps in seiner engeren Heimat gegen die örtlichen Bolschewisten, später auch im Baltikum und in Oberschlesien. Den „Kapp-Putsch" von 1920 ließ er sich ebenso wenig entgehen wie die Bekämpfung der französisch-belgischen Invasoren im Ruhrkampf, wobei er vor ein französisches Kriegsgericht kam, allerdings im Gegensatz zu seinem Freikorpskameraden Albert Leo Schlageter nicht erschossen wurde. So konnte er der NSDAP bei ihrer Neugründung mit der Mitgliedsnummer 16.101 beitreten. Er wurde Gauleiter in Westfalen, was freilich wenig bedeutete, da er sich nur um eine höchstens dreistellige Zahl von Parteigenossen zu kümmern und ihnen nicht allzuviel zu sagen hatte. Im weiteren Verlauf des Jahres 1925 wurde der Gau Westfalen zum Großgau Ruhr erweitert, den man wegen seiner wesentlich höheren Mitgliederzahl einer Art Triumvirat unterstellte, dem neben Pfeffer auch zwei später prominente Gauleiter angehörten: Dr. Josef Goebbels (1897-1945, zuletzt Gauleiter Berlin) und Karl Kaufmann (1900-1960, zuletzt Gauleiter Hamburg). Pfeffer ver-

tauschte diesen Posten gern mit dem eines Obersten SA-Führers, mit dem ihn Adolf Hitler am 1. November 1926 betraute.

Hauptmann Pfeffer gab der SA in den knapp vier Jahren seiner Führung ihre Organisationsform und soldatische Disziplin. Er besetzte sämtliche Kommandoposten mit ehemaligen Freikorpsoffizieren. Sie verstanden sich untereinander bestens. Diese Einheitlichkeit des Führerkorps trug ganz entscheidend dazu bei, daß die zahlenmäßig schnell anwachsende SA in allen Gauen einen geschlossenen Korpsgeist erhielt und so ihre Rolle als Sturmbock der NSDAP mit vollem, ja einzigartigem Erfolg spielen konnte. Aber der alte Gegensatz zwischen dem Nur-Soldaten Röhm und dem Nur-Politiker Adolf Hitler, der die beiden auseinandergebracht hatte, blieb auch unter dem neuen SA-Führer nach der Neugründung bestehen. Pfeffer hatte schon bald nach seiner Berufung im Jahr 1926 in einem grundsätzlichen Befehl eine klare Trennung der Aufgaben zwischen SA und Partei verlangt. Der normale Parteigenosse vertrete werbend und aufklärend und mit anderen Mitteln der Politik die Auffassungen seiner Partei, für die jeder SA-Mann sich ausschließlich als Kämpfer einzusetzen habe. Er zog damit eine klare Trennungslinie zwischen seiner SA und der sogenannten PO (Politische Organisation), die wir verächtlich als P-Null bezeichneten. Dieser Antagonismus, der schon früher zu Reibereien zwischen Adolf Hitler und Röhm geführt hatte, bestand auch unter Pfeffers Führung weiter. Nach der Rebellion von Stennes in Berlin übernahm Adolf Hitler selbst anstelle von Pfeffer die Oberste Führung der SA, die er von nun an einem „Stabschef" als ausführendem Organ anvertrauen wollte. Dafür hatte er den in Bolivien weilenden Röhm vorgesehen.

Adolf Hitler hatte sich trotz aller Meinungsverschiedenheiten und manch offenen Wortes von beiden Seiten gütlich von dem Haudegen Pfeffer getrennt. Die Partei fand ihn mit einem günstigen Platz auf der Kandidatenliste für die Wahlen zum 6. Deut-

schen Reichstag ab. Der OSAF a.D. wurde so mit den Wahlen vom 31. Juli 1932 zu einem der 230 neuen Abgeordneten der NSDAP, die diese Partei in durchaus sensationeller Form zur stärksten in der deutschen Volksvertretung machten. Ein halbes Jahr später wurde Adolf Hitler Reichskanzler. Pfeffer wurde, da er eine Weisung Adolf Hitlers mißachtet hatte, 1941 aus der Partei ausgeschlossen. Bei Kriegsende nahm der bald 60jährige noch einmal die Waffe in die Hand – als Kommandeur einer Volkssturmdivision. Er überlebte auch diesen Einsatz und soll mit mehr als 80 Jahren in einem Vorort Münchens friedlich gestorben sein.

Adolf Hitler glaubte 1930, mit der Absetzung Pfeffers, der Rückberufung Röhms und der persönlichen Übernahme des SA-Oberbefehls Deutschland gewissermaßen „in den Sattel" gesetzt zu haben: ähnlich wie Bismarck, der Schöpfer dieses geflügelten Wortes, am 11. März 1867 vor dem Reichstag des Norddeutschen Bundes sein Werk der deutschen Einigung beschrieben hatte, nachdem die Schlachten in den ersten beiden deutschen Einigungskriegen siegreich geschlagen waren. Und Adolf Hitler mag sich 1930 beim Anlauf zur Schaffung des Dritten Reiches in der Hoffnung gewiegt haben, daß sich in dieser Beziehung auch der zweite Teil des Bismarck-Wortes bewahrheiten werde: „Reiten wird es schon können."

9. Kapitel

Rotfront und Reaktion

Schon wenige Jahre, nachdem Bismarck im ersten (damals nur kleindeutschen) Reichstag sein treffliches Wort geprägt hatte, hörte er es nicht mehr so gerne. Gewiß, er hatte mit dem Sieg im letzten dazu notwendigen Krieg (gegen Frankreich) sein Einigungswerk vollenden können: das Zweite Deutsche Reich war am 18. Januar 1871 in Versailles proklamiert, Wilhelm I. zum Kaiser ausgerufen und er zu seinem Kanzler ernannt worden. Aber inzwischen hatte Karl Marx sein „Kapital" (wenigstens den I. Band) 1867 erscheinen lassen; es war die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei" in Eisenach gegründet worden (1869), die zusammen mit ihren noch radikaleren Ablegern kein halbes Jahrhundert später die Revolte vom 9. November 1918 und damit das Ende des von Bismarck geschaffenen Zweiten Reiches herbeiführen würde. Unter dem Eindruck dieser Geburtswehen marxistischer Herrschaft muß Bismarck gestanden haben, als er am 27. März 1874 im Gespräch mit zwei Abgeordneten des

Reichstages erklärte: „Ich fürchte, dieses geflügelte Wort muß man streichen." Er hatte offenbar schon damals seine Zweifel, ob das von ihm „sozusagen in den Sattel" gesetzte Deutschland auch wirklich werde reiten können. Adolf Hitler ging es offenbar ähnlich, als er – unmittelbar vor der Schaffung des Dritten Reiches – mit den entscheidenden Ereignissen des Jahres 1930, die wir hier untersuchen, ernsten Schwierigkeiten begegnete.

Der Stennes-Putsch, der scheinbar so glimpflich verlaufen war, fand nämlich an jenem Septembertag von 1930 keineswegs sein Ende, sondern flackerte noch wiederholt auf. Während der letzten vier Monate des Jahres 1930 übernahm die Führung der SA vorübergehend ein Mann, der Hitler eine Zeitlang sehr nahestand: Hauptmann a.D. Dr. h.c. Otto Wagener (1888-1971). Sein Lebensweg und seine Laufbahn in der Partei und Regierung des Dritten Reiches sind atypisch für Angehörige des NS-Führungskorps. Als Sohn eines wohlhabenden Karlsruher Fabrikanten schlug er die Offizierslaufbahn ein. Von der Kriegsakademie in Berlin kam er auf die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges und erwarb sich die gängigen Kriegsauszeichnungen und den Rang eines Hauptmanns im Generalstab. Als solcher kämpfte er als Freikorpsoffizier u. a. im Baltikum und nahm im März 1920 am Kapp-Putsch teil, was einen vorübergehenden Aufenthalt hinter den Gittern einer badischen Haftanstalt zur Folge hatte. Er vertauschte diese bald mit dem Hörsaal einer wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, was dem Hauptmann i.G. 1924 einen Dr. h.c. eintrug. Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits die väterliche Nähmaschinenfabrik (vormals Heid & Neu in Karlsruhe) als Direktor übernommen. Adolf Hitler lernte er auf dem Reichsparteitag von 1929 in Nürnberg kennen, zu dem er als Vertreter der Wirtschaft eingeladen worden war, obwohl er der Partei nicht angehörte. Das holte er schnell nach, als er mit dem Führer der NSDAP näheren Kontakt bekommen hatte. Hitler war von dem neuen Parteigenossen so stark beeindruckt, daß er ihn zum einst-

weiligen Nachfolger Pfeffers machte. Die nächsten drei Jahre verbrachte Wagener als Mitglied der Reichsleitung der NSDAP in wichtigen wirtschaftspolitischen Stellungen von Partei und Staat, bis er Ende Juni 1933 wegen gegensätzlicher Konzeptionen für die Wirtschaftspolitik seine Partei- und Staatsämter verlor.

Wagener kehrte zu seinem eigentlichen Beruf als Offizier des Heeres zurück, als welcher er es bis zum General brachte. Wie schon 1920 kam er anschließend nach Kriegsende zwar nicht hinter Gitter, aber doch hinter Stacheldraht, diesmal in einem englischen Gefangenenlager, und zwar für sieben Jahre. Dort schrieb er seine Erinnerungen, die von dem Yale-Professor Henry A. Turner jr. bearbeitet und unter dessen Namen veröffentlicht[25] wurden. Nach Turner „blieb Wagener ein gläubiger Anhänger des ‚Führers' noch über die totale Niederlage des Zweiten Weltkrieges hinaus". Er habe sich – so Turner wörtlich – als „Hüter des Grals" verstanden. Wagener, schreibt Turner in seiner Einleitung zu dem in Deutschland in zwei Auflagen erschienenen Buch, war wohl „Hunderte von Malen mit Hitler zusammen, häufig unter vier Augen". Noch 1946 schrieb er „allen Ernstes", wie Turner kritisch vermerkt: „Hitler hat kaum einem anderen so häufig und so lange Zeit seinen Genius offenbart." Hätte Otto Wagener nicht Anfang 1931 die ihm zeitweilig übergebene Führung der SA an den aus Bolivien zurückgekehrten Röhm abtreten müssen, wären die braunen Bataillone in eine andere Richtung als diejenige marschiert, die schließlich zu den Schrecken des 30. Juni 1934 führte.

Wenn man die Tagebücher von Dr. Goebbels aus den Jahren 1928 bis 1930 durchblättert, stößt man immer wieder auf den Namen Stennes, meist im Zusammenhang mit kritischen oder gar ablehnenden Worten. Die Zusammenarbeit zwischen Partei und SA-Führung verlief damals alles andere als reibungslos. Immer wieder taucht bei Goebbels im Zusammenhang mit dem unbequemen und ehrgeizigen OSAF-Ost das Wort „Sorge" auf. Sorge um Stennes, Sorge um die SA, Sorge um das Schicksal der Bewe-

gung. Am 13. August 1928 lesen wir etwa: „Die SA in großer Krise. Stennes ausgetreten. Dazu viele Standartenführer ... jetzt muß endlich geschieden werden ... Revolution oder Reaktion ..." Elf Tage später berichtet er aus München nach vorhergehenden Besprechungen mit Pfeffer und Stennes in Berlin von seiner Aussprache mit Adolf Hitler, den er damals noch als „Chef" (und nicht als „Führer") bezeichnet: „Ich muß ihn sehr beknien. Manchmal gegen meine Überzeugung. Er hält Pfeffer und Stennes für Freischärler. Wahrscheinlich mit Recht. Aber jetzt können wir keine Krise gebrauchen. Ich überzeuge den Chef gegen meine Überzeugung." Hier bestätigt er mit seinen eigenen Worten, was ihm bis heute von seinen Kritikern vorgeworfen wird und was er mir gegenüber kurz vor Ende des Krieges unterstrichen hat: daß er bei jeder Krise und Rebellion innerhalb der Partei auf der Seite der Revolutionäre gestanden hat, zumindest mit halbem Herzen (die andere Hälfte gehörte immer Hitler). Am 14. September 1928 heißt es über den aufmüpfigen OSAF-Stellvertreter: „Wir wollen nun loyal zusammenarbeiten ... Stennes ist au fond ein anständiger Kerl." Und am 6. Dezember 1928 notiert er: „Stennes arbeitet wieder fleißig mit."

Bei all diesen parteiinternen Plänkeleien ging es nicht nur um Reichstagsmandate, Geld und Einfluß, sondern um die entscheidende Frage, die das Schicksal der nationalsozialistischen Bewegung und damit Deutschlands maßgeblich bestimmen sollte: Revolution oder Reaktion. Diese Frage bewegte uns alle. Horst Wessel, die von Goebbels gezielt aufgebaute Heldengestalt der SA, stellte sie in den Mittelpunkt einer aufsehenerregenden Rede, die er mit 21 Jahren, eben mündig und damit wahlberechtigt geworden, in Berlin-Friedenau hielt. Goebbels notierte begeistert am 16. Januar 1929: „Ich höre die Rede des Pg. Wessel gegen die Reaktion. Ein braver Junge, der mit einem fabelhaften Idealismus spricht." Und wenige Monate später (am 30. April 1929 in Dresden): „Ich werde schon dafür sorgen, daß unsere Linie gerade

bleibt ... Unter keinen Umständen darf man uns an die Reaktion binden. Ich werde dagegen jedes legale Mittel anwenden. Wir wollen Revolutionäre sein und – auch bleiben." Das war eine unmißverständliche Kriegserklärung an die vor allem von Göring innerhalb der Partei vertretene Richtung einer Annäherung an die wirtschaftlich machtvollen und vom Militär geförderten Kreise der konservativen Rechten, wie sie Adolf Hitler damals schon deutlich vorbereitete, um so, von dieser Seite mit Geld und Wählerstimmen unterstützt, legal an die Macht zu gelangen, ohne dabei auf die Mitwirkung der revolutionären Elemente seiner Bewegung, also vor allem seiner SA, zu verzichten. So kam es zu dem Stennes-Putsch vom August 1930, dessen geschickte Niederschlagung Adolf Hitler den Weg nach Harzburg zum Bündnis mit den Deutschnationalen im folgenden Jahr und damit schließlich zur legalen Machtübernahme von 1933 freimachte.

Der bereits zitierte Historiker und SA-Führer, Heinrich Bennecke, hat in den Akten des Instituts für Zeitgeschichte ein aufschlußreiches Dokument ausgegraben. Seine Verfasser waren pommersche SA-Führer mit einer Zustimmungserklärung für den putschenden Stennes. Sie gipfelt in dem Vorwurf, „daß die NSDAP den revolutionären Kurs des Nationalsozialismus für Deutschlands Freiheit verlassen hat, in die reaktionäre Linie einer Koalitionspartei eingeschwenkt ist und damit das reine Hochziel, für das wir kämpfen – gewollt oder ungewollt – aufgegeben hat".[26] Das waren harte Worte. Aber viele von uns hätten sie unterschrieben, ja bekannten sich, wie Horst Wessel in der von Goebbels gelobten Rede, offen und begeistert zu ihnen. In seinem Lied, das 1933 Teil der deutschen Nationalhymne und von Millionen Deutschen unzähligemal gesungen wurde, hieß es ja klar und deutlich: „Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geist in unsern Reihen mit." Und nun sollten wir, Hitlers SA-Männer, auf einmal Arm in Arm mit diesen von uns so gesehenen Reaktionären marschieren? Dabei

wollten viele von uns nicht mitmachen. Uns imponierte ein rebellischer Rabauke wie Stennes mehr als die dem ehrbaren Bürgertum verhaftet gebliebenen Konservativen der Partei wie Göring, Wagener, Frick und viele andere. In dieser Atmosphäre reifte mein Entschluß, am 1. Mai 1931 der SA beizutreten.

Horst Wessel habe ich (im Gegensatz zu Stennes) nie persönlich kennengelernt. Als ich meinen ersten SA-Dienst antrat, war der Held unserer Bewegung bereits von „Rotfront" erschossen – wie die Kameraden, die er in seinem weltberühmten Lied besungen hatte. Aber mit Horst Wessels Schwester Inge war ich durch einen Zufall so gut bekanntgeworden, daß wir später sogar literarisch einige Zeit zusammenarbeiteten. Wir trafen uns, an der Universität Rostock immatrikuliert, bei einem ihrer Kommilitonen von der medizinischen Fakultät, meinem besten Schulfreund, mit dem ich in Berlin zusammen das Abitur abgelegt hatte. Jetzt stand den beiden das Physikum bevor, das erste schwierige Zwischenexamen ihres Studiums. Ich paukte mit ihnen. Beide bestanden glänzend, obwohl wir die notwendigen Vorarbeiten vor allem am Strand von Warnemünde erledigten. Das muß im Sommer 1932 gewesen sein. Mich interessierte es natürlich, die Schwester des SA-Kameraden kennenzulernen, der für uns nicht nur als Führer des berühmten Sturmes 5 in Berlin, sondern durch sein ganzes Leben und durch seinen Tod zu einem leuchtenden Vorbild geworden war. Aber Inge Wessel teilte meine Begeisterung für ihren Bruder nicht. Sie rümpfte buchstäblich die Nase, wenn ich die Sprache auf ihn brachte. Natürlich sagte sie nichts ausdrücklich Negatives über ihn. Denn zum einen handelte es sich ja um ihren leiblichen Bruder, und zum anderen war er – zumindest im politischen Leben der Weimarer Republik – zu einer Person des öffentlichen Interesses geworden.

Auch von meinem späteren Chef Dr. Goebbels, ohne dessen Intensivpropaganda Horst Wessel niemals zum Helden unserer Bewegung geworden wäre, hielt sie nicht viel. Sie hatte ihn erst

nach dem Tod ihres Bruders persönlich kennengelernt. Der – als Körperbehinderter – ohnehin empfindliche Goebbels spürte die persönliche Gegnerschaft des weiblichen Teiles der Familie Wessel sofort mit sicherem Instinkt. Der Vater, ein braver deutschnationaler Pfarrer evangelischen Glaubens, war schon verstorben. Der jüngere Sohn Werner, gleichfalls SA-Mann, aber ohne höheren Dienstgrad, war erst wenige Wochen zuvor bei einem Ski-Unfall im Riesengebirge ums Leben gekommen. „Die Arme! Gleich nach Werner!" trug Goebbels stichwortartig kurz, aber mit echtem Mitgefühl am 15. Januar 1930[27], also einen Tag nach dem feigen Überfall der Kommune auf Horst Wessel, in sein Tagebuch ein. Wenige Tage später, am 19. Januar[28], nannte er Frau Wessel „eine echte deutsche Frau", und am 10. Februar[29], als kaum noch Hoffnung bestand, Horst Wessels Leben zu retten, schrieb er: „Die arme, bedauernswerte Frau!" Er ließ das Jahr 1930 nicht zu Ende gehen, ohne sich (einen Tag vor dem Heiligen Abend) mit den beiden alleingebliebenen Frauen im „Fürstenhof" in Berlin zu treffen. In seiner Tagebuchnotiz vom 23. Dezember 1930[30] nannte er sie „gut und liebebedürftig".

Aber diese wohlwollende Einstellung der NS-Führung gegenüber den weiblichen Überlebenden der Familie Wessel änderte sich schon unmittelbar vor der Machtübernahme am 30. Januar 1933. Vor dem Zentralsitz der mächtigen KPD, dem Karl-Liebknecht-Haus am Berliner Bülow-Platz, veranstaltete Goebbels einen kühnen und fraglos provokativ wirkenden SA-Aufmarsch zum Gedenken an den ermordeten Horst Wessel. Er hatte dazu, außer Adolf Hitler, auch die nächsten Angehörigen des gefallenen Sturmführers eingeladen. Sie erschienen erst eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit. In der vor politischer Spannung förmlich knisternden Atmosphäre mußten die Spitzen der führenden politischen Bewegung Deutschlands sowie 30.000 angetretene SA-Männer, darunter auch Horst Wessels ehemaliger Sturm 5 aus dem Friedrichshain, die auf der Lauer liegenden

Mannschaften des Rotfrontkämpfer-Bundes und die auf alles gefaßte und mit Panzerwagen aufmarschierte Polizei geduldig warten, bis Frau und Fräulein Wessel, gelassen wie durchlauchte Fürstinnen, auf der Szene erschienen. Sie brachten als Gefolge zwei Geistliche mit, die dann sogar das Wort ergriffen. „Entsetzlich!" seufzte Goebbels in seinem Tagebuch (am 23. Januar 1933), „durch Welten von uns getrennt." Und: „Frau Wessel ... ist unerträglich in ihrer Arroganz."[31] Adolf Hitler war darüber ebenso empört wie Goebbels, der die Rede seines „Chefs" bei der abschließenden Kundgebung im Sportpalast als „kurz" und „nicht gut" bezeichnete, denn der habe „sich zu sehr geärgert über Frau Wessel".

1936 gab es noch einmal amtlichen Ärger mit ihr beim Stapellauf des Schulschiffs der Kriegsmarine, „Horst Wessel". Den Taufakt vollzog Mutter Wessel. „Das hab ich gern", vertraute Goebbels am 14. Juni seinem Tagebuch an. „Hat solchen Sohn nie verdient ..."[32] Er war echt empört. Denn Frau Wessel hatte inzwischen die deutsche Justiz bemüht, um ihre von Horst geerbten Urheberrechte an seinem Lied geltend zu machen und entsprechend zu kassieren. Das verhinderte Goebbels und kommentierte seine Maßnahmen im Tagebuch (am 30. Juni 1936): „Das Lied ist auf die Dauer als Nationalhymne nicht zu halten ... Es muß ein neuer Text ... geschrieben werden. Aber abschaffen kann man es nicht."

Der plumpe Versuch der Damen Wessel, aus dem Lied des Ermordeten Tantiemen in astronomischer Höhe zu beziehen, schlug fehl. Aber was der Mutter mißlang – aus Horsts Tod Geld zu schlagen –, schaffte Tochter Inge in bescheidenem Umfang: Sie brachte ein gutgehendes Buch heraus, das unter ihrem Namen und mit dem Titel „Mein Bruder Horst – Ein Vermächtnis" schon 1937 seine fünfte Auflage erreicht hatte. Meine Zusammenarbeit mit ihr auf dem Gebiet der Buchproduktion begann schon 1933, als sie den ersten Band ihres auf regelmäßiges Erscheinen be-

rechneten Jahrbuches „Das neue Buch für Mädels" herausbrachte. Sie fragte bei mir an, ob ich ihr dafür eine Erzählung schreiben könne. Namhafte Schriftsteller hätten bereits zugesagt. Sie nannte Börries von Münchhausen, Heinrich Anacker, Gerhard Schumann, Otto Paust, Martin Luserke und viele andere. Ich sagte zu, und in dem ersten Band erschien eine – sogar bescheiden honorierte – Kurzgeschichte von mir, die ich in Südamerika spielen ließ, nicht ahnend, daß ich dort nach dem Krieg ein inzwischen schon mehr als 40jähriges Exil erleben würde. Ich ließ meinen Beitrag unter einem der Pseudonyme veröffentlichen, die ich bei meiner Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer offiziell hatte eintragen lassen: Ewald von Oesterlitz. Mein zweites Pseudonym (Willi Oehm) benutzte ich als Illegaler nach dem Krieg in einem Flüchtlingslager Schleswig-Holsteins und später, von Argentinien aus, gelegentlich als Korrespondent verschiedener Tageszeitungen der Bundesrepublik Deutschland. Inge Wessel verlor ich bald völlig aus den Augen, hörte aber, daß sie noch heute als hochbetagte Ärztin in ihrer (und Horst Wessels) Geburtsstadt Bielefeld leben soll.

Zurück zu ihrem Bruder und seinem Lied. Gewiß hatte Goebbels recht mit seinem Einwand, daß es eigentlich nicht so recht zum Deutschlandlied mit Haydns unsterblicher Musik und den edlen Worten von Hoffmann von Fallersleben paßte. Aber schlecht ist es deswegen nicht und schon gar kein Plagiat, wie immer wieder von umerzogenen Zeitgeschichtsschreibern behauptet wird. Die Melodie stammt eindeutig von einem heute nur noch wenig bekannten Schriftsteller und Musiker namens Peter Cornelius (1824-1874), dessen Hauptwerk Musik und Text einer sogar noch im 20. Jahrhundert gern gespielten und gehörten komischen Oper unter dem Titel „Der Barbier von Bagdad" war. In einem Brief, den Cornelius 1865 schrieb, als er in München an der Königlichen Musikschule wirkte, hat er genau die Noten niedergeschrieben, nach denen später das Lied der SA gesungen und

gespielt wurde. Der Text von Cornelius paßt dazu und ist in demselben Brief aufgezeichnet. Er beginnt mit den Worten: „Wenn du mich liebst, kann mich der Tod nicht schrecken."[33] Die klangschöne Melodie wurde nicht erst von Horst Wessel für seinen eigenen Text benutzt. Als er ihn mit etwa 20 Jahren für seinen SA-Sturm schrieb, gab es bereits etwa ein Dutzend anderer Texte, die nach der gleichen Melodie gesungen wurden. Das Lied des „Kreuzers Königsberg" dürfte dasjenige gewesen sein, dessen Melodie der junge Sturmführer im Kopf hatte, der Familie eines Tages auf dem Flügel vorspielte und zu dem er den von ihm verfaßten Text sang. Endlich hatte er, wie Inge Wessel sich erinnerte, ein Lied gefunden, mit dem er und seine SA-Kameraden gegen die mitreißende „Internationale" der Kommunisten bei ihren politischen Kundgebungen konkurrieren konnten. Auf einer Propagandafahrt nach Frankfurt/Oder sang er es zusammen mit seinem Sturm und erntete damit bei allen anderen beteiligten SA-Stürmern wahrhaft „stürmischen" Beifall. Goebbels ließ es bald auch auf seinen berühmten und jedem Anwesenden unvergeßlichen Kundgebungen im Berliner Sportpalast spielen, erstmalig am 7. Februar 1930. Das Lied wurde zum unersetzlichen Bestandteil des offiziellen NS-Zeremoniells. Horst Wessels seherisches Wort wurde Wirklichkeit: „Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen."

Horst Wessels Vermieterin im Friedrichshain wollte den Mietzins um 13 Mark monatlich erhöhen, was Horst mit einiger Berechtigung ablehnte. Er werde schon sehen, was er davon habe, erwiderte die Wirtin und wandte sich diesbezüglich an die ihr politisch nahestehenden Rotfrontkämpfer der Nachbarschaft, mit der Bitte um Beistand der Genossen. Der Zuhälter Albrecht („Ali") Höhler ließ sich nicht zweimal bitten. Er stellte am Abend des 14. Januar 1930 einen Trupp bewährter Schläger zusammen, um dem gegnerischen SA-Sturmführer eine „proletarische Abreibung" zu verpassen, wie das im Rotfront-Jargon hieß. Er selbst

steckte sich eine Pistole, geladen und gesichert, in die Tasche, als der ganze Trupp die Treppen zur Wessel-Mansarde emporstapfte. „Ali" war von der Wirtin gewarnt worden, ihr Mieter sei stets bewaffnet. So entsicherte er die Pistole, ehe er auf die Wohnungsklingel drückte. Horst öffnete und erhielt sofort einen Schuß in den Mund, der ihn blutend zusammenbrechen ließ. Nach entsetzlichen Leiden von fast sechs Wochen im Krankenhaus starb er, zum Skelett abgemagert, am 23. Februar 1930.

Bei seiner Beerdigung am 1. März auf dem Nikolai-Friedhof von Berlin hatten die Bolschewisten die Friedhofsmauer mit Sprüchen beschmiert, die den Ermordeten als „Hitlers Zuhälter" beschimpften. Sie kamen aus der Lügen- und Sudelküche Willi Münzbergs im Hauptquartier der KPD am Berliner Bülowplatz. Die eindeutig politische Bluttat paßte nicht ins Werbekonzept der Roten, die damals auf parlamentarischem Weg an die Macht kommen wollten, die sie seit 1918 vergeblich mit Gewalt zu erobern versucht hatten. So erfand Münzberg den Schwindel, es habe sich bei Horst Wessels Tod um eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen berufsmäßigen Zuhältern gehandelt.

Die SED-Regierung in Mitteldeutschland hielt sich bis zu ihrem Zusammenbruch 1989 an diese Version, die auch von Umerziehern im Westen gern verbreitet und jedenfalls nie widerlegt worden ist. Der Mörder wurde schon damals eindeutig identifiziert, verhaftet und zu sechs Jahren und einem Monat Zuchthaus verurteilt, obwohl ihn eine so gewiefte Genossin wie Hilde Benjamin verteidigte, die später als Vizepräsidentin des Obersten Gerichts der DDR in zahlreichen großen Schauprozessen in Mitteldeutschland als „rote Guillotine" fragwürdige Berühmtheit erwarb.

Nach der deutschen Niederlage von 1945 wurden Horst Wessels Grab und sein Denkmal auf dem Berliner Nikolai-Friedhof zerstört. Und selbst vor der letzten Ruhestätte seines Vaters auf dem selben Friedhof schreckten die bolschewistischen Grabschänder nicht zurück.

10. Kapitel

Adolf Hitlers demokratisches Korrektiv

Der junge Korpsstudent und SA-Sturmführer, der seine gefallenen Kameraden im Geist in unseren Reihen mitmarschieren ließ, gehörte gewiß nicht zum Proletariat und schon gar nicht zu dem der Lumpen und Luden wie seine Mörder. Im nächsten Jahr schrieb der Gauleiter für sein journalistisches Lieblingskind, den Berliner „Angriff", einen Leitartikel, dem er den schlichten Titel „Horst"[34] gab. Er meinte natürlich Horst Wessel, „unseren Horst", wie er von uns, seinen Kameraden, und auch vom damaligen Berliner Gauleiter genannt wurde. Mit schlichten Worten, „ohne Pathos und Phrase", wie er selbst schrieb, zeichnete er in seiner Gestalt „das Gesicht des Deutschland von morgen ..., für das es sich zu leben verlohnt".[35] Zu leben – und zu sterben, wie es weitere 200 SA-Männer taten, die im Kampf um die Macht jener Zeit fielen. Ihr Beispiel hatten wir Jüngeren vor Augen, als wir uns damals in ihre Reihen eingliederten, um mit ihnen zusammen in das vermeintlich „leuch-

tende Morgen“ zu marschieren, das Goebbels bei dieser Gelegenheit beschwor.

Aber nach Harzburg zur Tagung der sogenannten „Nationalen Opposition“ am 11. Oktober 1931 marschierten wir nicht. Und Hitler selbst wäre unsere Anwesenheit in dem idyllischen Kurort am Nordrand des Oberharzes alles andere als erwünscht gewesen. Wir hätten dort seinen Pakt mit den Deutschnationalen vielleicht nicht verhindern, aber doch stören können. Er durfte uns ja nicht seine wahre Absicht dabei anvertrauen, die Illusion derer nicht vorzeitig zu zerstören, die sich seiner bedienen wollten, um selbst an die Macht zu kommen, um ihm dann einen Tritt in einen bestimmten Körperteil zu versetzen. Von Papen hat das in seinem nach dem Krieg veröffentlichten Buch „Der Wahrheit eine Gasse“ (1952) mit „grenzenloser Selbstüberschätzung“ in allen Einzelheiten bekannt. Dieser Charakterisierung von Papens durch den Professor an der Hebrew University Jerusalem, Robert Wistrich, bleibt nichts hinzuzufügen.[36] Die Harzburger Front, also das taktische Bündnis zwischen NSDAP, Deutschnationalen und Stahlhelm, kam ohne Mitwirkung, ja auch nur formelles Auftreten der SA zustande. Goebbels bemühte sich mit einem Leitartikel im „Angriff“ am 21. Oktober 1931, die Bedeutung dieses Bündnisses gebührend herunterzuspielen. Die getroffenen Abmachungen seien rein taktischer Natur gewesen, schrieb er. Die NSDAP habe ihr eigenes Programm und nicht die Absicht, „irgendwie davon abzuweichen“. Es gehe ihr nur darum, ein Teilziel zu erreichen: den Sturz der unfähigen Mitte-Links-Regierung des Dr. Heinrich Brüning, der als christlicher Gewerkschaftler und Zentrumspolitiker im Begriff stand, mit Notverordnungen, einer verfehlten Wirtschaftspolitik und einem undemokratischen Verbots- und Polizeiregime das Reich ins Elend, ja ins Chaos zu stürzen.

Wenig mehr als ein halbes Jahr später war es soweit: Im Sommer 1932 erreichte die Arbeitslosenzahl in Deutschland die Sechs-Millionen-Grenze und überschritt sie bald darauf. Schon

am 13. April 1932 wurde die SA, die damals immerhin schon 300.000 Mitglieder hatte, durch eine jener undemokratischen „Notverordnungen“ verboten, zu denen die Weimarer Verfassung mit ihrem berüchtigten Artikel 48 den Reichspräsidenten ermächtigte. Als Brüning dann auch noch die ohnehin schon von der allgemeinen Wirtschaftsmisere angeschlagene Landwirtschaft Ostelbiens mit Zwangsauflagen schädigte, machte er sich die dort ansässigen Großgrundbesitzer, zu denen ja schließlich auch das Staatsoberhaupt von Hindenburg gehörte, zum unversöhnlichen Feind. Am 30. Mai 1932 forderte ihn der Reichspräsident zum Rücktritt auf, den Brüning unverzüglich einreichte und der ihm ebensoschnell gewährt wurde. Damit war das Nahziel der Harzburger Front erreicht und diese eigentlich überflüssig geworden, wäre es dabei nicht doch um mehr gegangen, wie es Goebbels in dem angeführten Leitartikel vorsichtig mit den Worten angedeutet hatte, es könne „keinem Zweifel unterliegen, daß die Eroberung der Macht vorerst nur in einer Koalition möglich ist“.

Die jungen und ganz jungen Berliner SA-Leute hörten – wie Goethes „Faust“ – die Botschaft wohl, „allein es fehlt' der Glaube.“ Die Deutschnationalen und ihr bewaffneter Arm unter dem „Stahlhelm“ waren für sie nun einmal Angehörige der im Horst-Wessel-Lied besungenen „Reaktion“. Uns schwebte eine ganz andere politische Zukunftsgestaltung vor. Wir wollten eine revolutionäre, eben nationalsozialistische – und keine Re-Aktion. Daraus ergab sich Mißstimmung, ja, der rebellische Geist in unseren Reihen, der nach der Stenneskrise von 1930 abgeflaut war, flackerte wieder auf. Goebbels, mit seinem sicheren politischen Gespür, war das nicht verborgen geblieben. Er wollte mit seinem zitierten „Angriff“-Artikel vorbeugen. Deshalb machte er Adolf Hitler den Gedanken schmackhaft, unmittelbar nach der Harzburger Veranstaltung einen SA-Aufmarsch in Braunschweig zu veranstalten, der Stadt, die zu einer nördlichen Hochburg des

Nationalsozialismus geworden war. Nach Harzburg wollten wir nicht, aber nach und in Braunschweig marschierten wir gerne. Mehr als 100.000 Mann kamen aus allen Gauen in die Stadt Heinrichs des Löwen. Es wurde ein voller Erfolg.

„Harzburg war taktische Teilstation", formulierte Goebbels leitartikelnd am 27. Oktober 1931, „Braunschweig aber die Proklamation des unveränderlichen Endzieles." Der uns dies Endziel mit hinreißender Deutlichkeit in Braunschweig vor Augen führte, war Adolf Hitler selbst. In Harzburg hatte man versucht, ihn in die Nebenrolle des Juniorpartners in einer deutschnationalen Allianz zu drängen. Er sollte, wie ihm das 1923 schon Herr von Kahr zugedacht hatte, den „Trommler" spielen, aber die Führung wollten die hohen Herren selbst in der Hand behalten. Deshalb ließen sie vor der Feldherrnhalle auf die Nationalsozialisten schießen. Adolf Hitler und seine Getreuen mußten hinter den Gittern der Festung Landsberg einen neuen Anfang suchen. Sie fanden ihn und konnten nun, acht Jahre danach, immer stärker an die Pforten der Macht pochen. „Deutschland ist von uns erweckt worden", schrieb Goebbels damals mit Recht. Wir glaubten, mit dazu beigetragen zu haben – nicht bloß mit dem skandierten Sprechchor „Deutschland – erwache!", sondern mit dem vollen Einsatz unserer Person. Heute erkenne man, hieß es im „Angriff" weiter, „in Adolf Hitler nicht nur den genialen Trommler zum Aufbruch der Nation, sondern auch den klugen Taktiker und weitschauenden Staatsmann, der dazu berufen ist, Deutschland vom Abgrund zurückzureißen." Die seit 1918 in Deutschland betriebene Politik neige sich ihrem Ende zu, stellte der spätere Reichspropagandaminister zutreffend fest: „In Harzburg stand die Front der Opposition. In Braunschweig marschierte die Armee des politischen Angriffs."

Auch der Gegner wußte das. Die „Sozis", wie wir die von uns im parlamentarischen Wettbewerb 1930 fast eingeholte Partei nannten, versuchten nach Harzburg mit einer sogenannten „Ei-

sernen Front", die aus dem von Röhms Kumpel in München, dem Hauptmann a.D. Mayr, aufgebauten „Reichsbanner" und den Gewerkschaften zusammengebastelt worden war, uns Paroli zu bieten. Aber es zeigte sich schon bald, daß diese „Eiserne Front" unseren politischen Vormarsch nicht aufhalten konnte. Wir waren stolz auf die Erfolge der Hitler-Bewegung und unterschätzten auch unseren Anteil daran nicht. Stennes, der ihn offenbar überschätzte, so daß er sich Adolf Hitler beugen mußte, hatte uns jedenfalls das Bewußtsein vermittelt, einen bedeutenden Faktor innerhalb der NSDAP darzustellen. Wir wußten ganz genau, daß Hitler sich bei jeder zu entscheidenden wichtigen Angelegenheit seiner Politik fragen mußte: Was sagt die SA dazu? Ihm war bekannt, daß unsere Ansicht zu Harzburg negativ war. Darum besprach er mit seinem genialen Chef-Propagandisten die Form, in der man am besten die ablehnende Einstellung der SA zu einem Bündnis mit der sogenannten Reaktion abwiegeln könne. Das Ergebnis war der zitierte Leitartikel unter dem Titel „Von Harzburg nach Braunschweig".

Er hatte seine Wirkung. Ich entsinne mich noch heute, daß in unserem Sturm über ihn diskutiert wurde. Es war keineswegs so, daß alles, was „von oben" kam, von uns bedingungslos akzeptiert wurde. Wir waren für Disziplin und Autorität, weil dies nicht nur für jede militärische Einheit unerläßlich ist. Aber wir verabscheuten den blinden oder Kadavergehorsam, der uns angedichtet worden ist. Wir wollten unsere eigene Meinung haben und sie verteidigen oder uns eines Besseren belehren lassen, so wie das die alten Germanen bei ihrem Thing taten, wo sich der Fürst vor seinem Volk für das Befohlene zu rechtfertigen hatte. Wir fühlten uns in dieser Rolle tatsächlich wie eine Art demokratisches Korrektiv für eine von uns grundsätzlich gebilligte und selbst gewählte autoritäre Führung.

Aber diese Rolle wurde uns nicht zugebilligt. Ich persönlich zog daraus die Konsequenz, zum 1. Mai 1932 meinen Austritt aus

SA und NSDAP zu erklären. Mein Kreisleiter war sprachlos. Als er sich wieder gefaßt hatte, sagte er: „Aber Parteigenosse von Oven, wir stehen doch dicht vor der Machtübernahme, und da wollen Sie uns verlassen?“ Ich erklärte ihm, daß meines Erachtens jetzt endlich genügend Parteigenossen zur Verfügung ständen, um der Bewegung zur vollen Übernahme der Regierungsmacht zu verhelfen. Ich sei nicht mehr nötig. Ich hatte entgegen des Kreisleiters und meiner eigenen Erwartung keinerlei Nachteile von meinem Parteiaustritt. Niemand kümmerte sich darum. Und ich konnte mich, statt meine ganze Zeit und Kraft der SA (die inzwischen verboten worden war) und der Partei zu widmen, mit den Anfängen schriftstellerischer Arbeit einigermaßen über Wasser halten.

Ich hatte mich genauestens über die möglichen Folgen eines Austritts aus der SA informiert und dabei erfahren, was später im Organisationsbuch der NSDAP[37] parteiamtlich so formuliert wurde: „Der Dienst in der SA ist und bleibt freiwillig. So wie die Werbung zum Eintritt in die SA weder Vorteile in Aussicht stellen noch irgendwelchen Druck ausüben darf, soll der SA-Mann die Möglichkeit haben, aus der SA auszuscheiden, wenn er glaubt, mit der Linie der SA nicht mehr übereinstimmen zu können ... Der SA-Mann kann bei Vorliegen ehrenhafter Gründe auf eigenen Antrag ehrenvoll aus der SA entlassen werden.“ Ich hatte solche Gründe. Ich wurde entlassen und der Vorgang detailliert in der Zentralkartei der Partei verzeichnet.

Mit Stennes und seinen rebellischen Ideen blieb ich über meinen erwähnten SA-Kameraden aus dem Berliner Wedding durch eine Freundschaft verbunden, die bis zu seinem natürlichen Tod in den siebziger Jahren anhielt, obwohl wir uns in den letzten Jahren der Kampfzeit und der ersten Zeit nach 1933, beide als junge Journalisten hart um unsere Existenz ringend, aus den Augen verloren. Wir trafen uns in Uniform wieder – keiner braunen, sondern einer feldgrauen. Günther hatte, im Gegensatz zu mir,

nicht der Partei den Rücken gekehrt, sondern – mit sicherem politischen Gespür – nur die Formation gewechselt: von der SA zur SS. So hatte er keine Schwierigkeiten, in der NS-Presse voranzukommen. Ich als „Renegat" wurde zwecks Eintragung in die Schriftleiterliste, der unerläßlichen Voraussetzung für die Ausübung des Journalistenberufes im Dritten Reich, auf die Reichspresseschule in Berlin-Dahlem geschickt, deren 2. Lehrgang ich „mit Auszeichnung" bestand. Von der Schulbank weg engagierte mich zunächst das Berliner Parteiorgan „Der Angriff", und schon nach wenigen Monaten der wesentlich besser zahlende Scherl-Verlag des Hugenberg-Konzerns für seine Nachrichtenredaktion. Diese schickte mich 1938 als ersten deutschen Kriegsberichter zu der im Spanischen Bürgerkrieg eingesetzten deutschen „Legion Condor". Mit ihr kehrte ich, inzwischen Besitzer eines Kleinwagens sowie eines eigenen Bankkontos geworden, im Mai 1939 zu Frau und Sohn nach Berlin zurück. Im August des gleichen Jahres erhielt ich den Gestellungsbefehl zur Wehrmacht und wurde einer der neu aufgestellten Propagandakompanien des Heeres zugeteilt. Dort traf ich dann meinen alten Kameraden der Stennes-SA wieder, der inzwischen bereits die blitzblanken Schulterstücke eines Heeres-Leutnants trug, die ich mir erst noch zu erkämpfen hatte.

Unser ehemaliger OSAF-Ost, Walther Stennes, war damals schon längst „über alle Berge". Nach seiner schrittweisen Kaltstellung zu Beginn der dreißiger Jahre war er der zur Macht strebenden Partei durch seine fortgesetzten Nörgeleien und Quertreibereien so lästig geworden, daß man ihn ermunterte, sich bei der deutschen Militärmission in China um einen Posten zu bewerben. Das gelang ihm 1933.

Am 17. Dezember 1930 hatte er übrigens geheiratet. Hitler gratulierte per Telegramm, korrekt aber kühl. Der gleichfalls eingeladene Gauleiter Dr. Goebbels erschien persönlich. Er „war mein nettester Gast", offenbarte die junge Braut dem britischen Ge-

heimdienstler und Buchautor Drage und präzisierte: „Der weitaus intelligenteste [Gast], mit den besten Manieren, aufmerksam und ein charmanter Unterhalter."[38] Goebbels erwähnt in seinem Tagebuch am 18. Dezember 1930 die weibliche Hauptperson der Stennes-Hochzeit mit keinem Wort. Die männlichen Anwesenden, einschließlich des jungen Ehemannes, mit denen er in seinem Gau so viel Sorgen und Ärger gehabt hatte, gefielen ihm umso besser. „Es sind doch knorke Jungens", heißt es in seinen Eintragungen treffend und sehr berlinerisch. „Sie waren alle sehr nett zu mir", schrieb er weiter, „vor allem Stennes." Man müsse sie „nur richtig behandeln. Das hat offenbar München manchmal nicht getan."[39] Berlin, das heißt in diesem Fall Goebbels, hatte mehr Verständnis als München (also Adolf Hitler) für die Probleme der Berliner und der gesamten SA nördlich der längst überwunden geglaubten „Weißwurst-Grenze".

Ich bin hier auf diese Probleme, vor allen Dingen dasjenige des „demokratischen Korrektivs" einer autoritären Bewegung, als das sich die Berliner SA empfand, deswegen etwas näher eingegangen, weil sie nicht nur meinen Austritt aus Partei und SA erklären, sondern auch das Verhalten des Reichspropagandaministers, als er kurz vor Kriegsende erfuhr, daß er die beiden letzten Jahre in täglicher Gesellschaft mit einem „Renegaten" verbracht hatte.

Goebbels, der für mich – obwohl physisch das Gegenteil der rassischen Idealvorstellung Himmlers – das strahlende Beispiel germanischer Gefolgschaftstreue ist, die er mit seinem und seiner Familie Tod besiegelte, und Stennes, den ich für einen landsknechtsartigen Nur-Rabauken halte, dem ich aber stets für seinen Beistand bei meiner lebenswichtigen „Entnazifizierung" nach dem Krieg danken werde, waren mit mir einig in der festen Überzeugung, daß die Art von Demokratie, wie sie aus den Wurzeln der französischen Revolution entsprungen war, nämlich die liberalistische, verderblich sei und daher eines demokratischen

Korrektivs – im Sinne germanisch-altrömischer Überlieferung – bedürfe. Dieses Korrektiv sollte unsere autoritäre Bewegung darstellen. Goebbels hat diese Notwendigkeit mir gegenüber immer wieder bejaht und begründet. Stennes hatte nichts dagegen, bewegte sich aber politisch-weltanschaulich in bescheideneren Grenzen. Ihm ging es bei seinen Querelen mit der Münchener Führung weniger um so prinzipielle Dinge wie die in diesem Kapitel behandelten, als vielmehr um Geld und Einfluß in seiner Stellung als SA-Führer. Als ihm beides versagt wurde, putschte er, und als er sich Hitler beugen mußte, trat Stennes zurück, heiratete und bewarb sich als subalterner Militärberater bei Tschiang Kai-schek in Nanking.

Aber dorthin gelangte Stennes erst, nachdem sich 1933 die Gestapo seiner angenommen hatte. Das war gewiß kein Zuckerschlecken. Im März 1933 wurde er erstmalig und danach wiederholt verhaftet, aber erstaunlicherweise immer wieder freigelassen. „Göring hat mir auf jeden Fall das Leben gerettet", offenbarte er seinem britischen Agenten-Freund. Den Grund dafür konnte er sich nicht erklären. Es sei möglicherweise, meinte er, nur die gemeinsame Zugehörigkeit zum Kadettenkorps gewesen. Mag sein. Aber Göring, dem ja damals als preußischem Regierungschef die von Rudolf Diels aufgebaute Gestapo unterstand, war nicht der einzige, der sich um das Wohlbefinden des inhaftierten SA-Führers Stennes kümmerte. Als preußischer Innenminister veranlaßte Göring seinen Mitarbeiter Dr. Diels, sich des Häftlings anzunehmen und ihn in das Columbia-Haus von Berlin zu überführen, wo er den prominenten Häftling besser unter seine Fittiche nehmen konnte.

Die wertvollste Unterstützung aber für den hohen SA-Führer, der nicht nur als Hecht im braunen Karpfenteich gewirkt, sondern die Machtübernahme Hitlers eine Zeitlang kräftig gefördert hatte, kam von unerwarteter Seite: nämlich von der katholischen Kirche. Walther Stennes hatte das Glück, daß sein leiblicher On-

kel Karl Josef Schulte (1871-1941) seit 1920 Erzbischof von Köln und außerdem Kardinal war. Als einer der höchsten katholischen Würdenträger Deutschlands konnte er sich unmittelbar an den deutschen Führer und Reichskanzler wenden, der dem Kardinal die Bitte nicht abschlagen konnte, seinen Neffen Stennes laufen zu lassen, zumal sich auch der päpstliche Nuntius Cesare Orsenigo, der am Abschluß des Konkordates mit dem Vatikan (am 20. Juli 1933) maßgeblich mitgewirkt hatte, in diesem Sinne für Stennes einsetzte. Hitler stellte nur eine Bedingung: der ehemalige OSAF-Ost müsse Deutschland unauffällig verlassen. Das entsprach voll und ganz dem von Stennes selbst ausgearbeiteten Fluchtplan. Am 26. September 1933 wurde er aus der Polizeihaft entlassen. Am nächsten Tag schon verabschiedete er sich von seinen Eltern in Hagen und wurde unauffällig nach Holland und weiter nach England abgeschoben, wo er sich mit seiner jungen Frau traf, um mit ihr zusammen per Schiff in den Fernen Osten zur Aufnahme seiner militärischen Beratertätigkeit zu reisen.

Erst 16 Jahre später, im Juni 1949, kehrte Stennes nach Deutschland zurück, wo sich inzwischen aus den drei westlichen Besatzungszonen die Bundesrepublik etabliert hatte. Er mußte sich, wie jeder Deutsche, der „Entnazifizierung" stellen und wurde – wie später auch ich dank seiner Hilfe – in die Gruppe V „Nicht betroffen" ohne alle Repressalien oder Strafen eingeordnet. Als dann nach Schaffung der D-Mark das sogenannte „deutsche Wirtschaftswunder" begann, kam Stennes auf die Idee, einen Antrag auf Wiedergutmachung als „Verfolgter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft" zu stellen, der jedoch abgelehnt wurde. Auch seine Versuche, in der deutschen Parteipolitik Fuß zu fassen, schlugen fehl. Er starb hochbetagt und von der Öffentlichkeit vergessen.

11. Kapitel

Von Schleichern und anderen politischen Reptilien

Von den 14 Reichskanzlern, die 14 Jahre lang das Staatsruder der Weimarer Republik lenkten, war der letzte der General Kurt von Schleicher (1882-1934). Seine Amtsperiode war die kürzeste von allen: Er regierte vom 3. Dezember 1932 bis zum 28. Januar 1933. Den Ersten Weltkrieg hatte Schleicher als junger Generalstabsoffizier in der Eisenbahnabteilung der Obersten Heeresleitung erlebt. In den ersten Wirren der Nachkriegsjahre war er im Stab des Generalobersten Hans von Seeckt aktiv, der nach dem Kapp-Putsch vom März 1920 zum Chef der Heeresleitung der Republik ernannt worden war und dem große Verdienste um den Aufbau des deutschen 100.000-Mann-Heeres zuerkannt werden müssen. Diesem noch vom Kaiser zum General beförderten Offizier verdankt von Schleicher gewiß einen guten Teil seiner politischen Ambitionen, die so katastrophale Folgen auch für ihn selbst hatten (er wurde am 30. Juni 1934 erschossen). Als von Seeckt 1926 den Abschied nahm, machte er als

Reichstagsabgeordneter und Schriftsteller seinen Hang zur Politik zum Beruf, den er erst im Dritten Reich endgültig aufgab. Von Schleicher wurde ein ebenso erbitterter Gegner des Nationalsozialismus wie sein hoher Vorgesetzter, was ihn jedoch nicht hinderte, mit hochrangigen Funktionären der NSDAP, wie Gregor Strasser, gegen Adolf Hitler zu intrigieren. Seine mit Machtgier und Rücksichtslosigkeit gepaarte Verschlagenheit ließ seinen Familiennamen zu einem Charakteristikum seiner Person werden und stellt ihn in eine Reihe mit anderen fragwürdigen Gestalten, die sich in jenen entscheidenden Wochen und Monaten von 1932 auf 1933 in die sogenannte „Nationale Opposition" eingeschlichen hatten. Selten traf des Plautus' Wort „nomen est omen" so zu wie bei diesem von Schleicher.

Sein kurzer, aber heftiger, gewissermaßen blitzartiger Auftritt in der Geschichte der Weimarer Republik begann, als ihn sein ehemaliger Chef der Eisenbahnabteilung, der General Wilhelm Groener (1867-1939), 1929 in das von ihm geschaffene Ministeramt des Reichswehrministeriums holte. Groener hatte bei der Novemberrevolte von 1918 die Nachfolge Ludendorffs als Generalquartiermeister angetreten und war als solcher weitgehend für die Abdankung Kaiser Wilhelms II. verantwortlich, nachdem er diesem eröffnet hatte, er dürfe nicht mehr mit der Loyalität seiner Truppen rechnen. Mit dem biederen Sattlermeister Friedrich Ebert von der SPD, der ab November 1918 den „Rat der Volksbeauftragten" leitete und damit für die deutsche Politik verantwortlich war, hatte er schon während des Krieges Kontakt aufgenommen. Der zeigte sich für Groeners Starthilfe erkenntlich, indem er ihn, den Eisenbahn-General, zum Verkehrsminister machte, ein Posten, den dieser 1928 mit dem eines Reichswehrministers vertauschte. Seine rechte Hand wurde von nun an der fixe General von Schleicher. Der war ihm auch deswegen besonders wertvoll, weil er seine militärische Karriere beim 3. Garderegiment zu Fuß begonnen hatte, das unter anderen Prominen-

ten auch den Feldmarschall Paul von Hindenburg zu seinen Offizieren rechnen durfte, der nach dem Tode Eberts im Februar 1925 zum Reichspräsidenten gewählt worden war. Jetzt hatte Groener, der schon Ebert in den Sattel geholfen hatte, auch beim neuen Staatsoberhaupt einen Verbindungsmann: von Schleicher. Das Generals-Triumvirat Hindenburg-Groener-Schleicher stützte sich unter den trostlosen Wirtschafts- und Sozialverhältnissen, die sich aus dem Versailler Diktat ergeben hatten, allein auf die „unpolitische" Reichswehr. Die Wirtschaft brach zusammen, die Arbeitslosenzahl stieg beängstigend. Ein schwächliches Kabinett löste das andere ab. In dieser Situation trat die NSDAP am 14. September 1930 zu den Wahlen für den 5. Deutschen Reichstag an.

Bekanntlich wurden diese Wahlen zu einem politischen Bergrutsch. Die 107 Abgeordneten der NSDAP bildeten nach den auf 143 Mandate gefallenen Sozialdemokraten die stärkste Fraktion im Berliner Reichstag. Bei der politischen und militärischen Führung schrillten die Alarmglocken: Hitler ante portas!

Nun, so weit war es noch lange nicht. Aber das Duo Groener-Schleicher glaubte – wie schon 1918 – rechtzeitig vorbeugen zu müssen. Seine Aktivität richtete sich vor allem gegen den von Adolf Hitler aus dem freiwilligen Exil in Bolivien zurückgerufenen Stabschef der SA, Ernst Röhm, der die ihm anvertrauten Sturmabteilungen der NSDAP zu der politischen Waffe zu schmieden versprochen hatte, die den Sieg garantiere. Groener war für England und Frankreich ein genehmer Gesprächspartner, der mit seiner beflissenen Beihilfe zum Sturz des Zweiten Reiches und der Starthilfe für die Republik der Erfüllungswilligen seine Eignung als Partner bereits bewiesen hatte. Der Totengräber des Zweiten Reiches würde – so hoffte man in London und Paris – auch die Geburt des Dritten Reiches zu verhindern wissen. Ihm durfte man die Bitte gewähren, die der Reichswehr durch das Versailler Diktat angelegten Fesseln ein wenig zu lok-

kern, damit sie, so gestärkt, den anmarschierenden „braunen Bataillonen“ Paroli bieten könne.

Wir verdanken die Aufdeckung dieser und anderer wichtiger Zusammenhänge einem ehemaligen SA-Obergruppenführer e.h., dem Gauleiter von Magdeburg, Rudolf Jordan (1902-1984). Von kleinbürgerlich-bäuerlicher Herkunft, leistete der halbwüchsige Angehörige der katholischen Jugendbewegung bereits im Ersten Weltkrieg freiwilligen Dienst in der damaligen Rüstungsindustrie, um sich 1920 zu einem ebenso freiwilligen Militärdienst in der jungen Reichswehr zu melden. Nach Ablegung des Volksschullehrerexamens widmete er sich aber auch bereits, sogar als Redner, der Politik, ohne jedoch einer Partei anzugehören. Erst nach ihrer Neugründung trat er der NSDAP am 15. Mai 1925 als Mitglied Nr. 4.871 bei. Bis 1929 arbeitete er sich zu ihrem Stadtverordneten in Fulda und Abgeordneten im Landtag von Hessen-Nassau empor. 1931 wurde er Gauleiter von Halle-Merseburg und nach der Machtübernahme Preußischer Staatsrat, Reichstagsabgeordneter und Inhaber zahlreicher Ehrenämter des Dritten Reiches, darunter SA-Gruppenführer (1933) und Obergruppenführer (1937).[40] Er hat sich stets politisch in die Pflicht genommen gefühlt, auch bei den tragischen Ereignissen des 30. Juni 1934 und beim Endkampf an der Elbe Ende April/Anfang Mai 1945. Die 40 Jahre danach verliefen für Jordan unglücklich. Er konnte mit Frau und drei Kindern den an die Elbe vordringenden Sowjets entkommen, den Strom in westlicher Richtung überschreiten und glaubte sich bei den westlichen „Befreiern“ in Sicherheit, was natürlich ein Irrtum war. Im Ostharz nahmen ihn die Engländer gefangen und lieferten ihn den Amerikanern aus, die ihn an die Sowjets weiterreichten. Über verschiedene Gefängnisse landete er schließlich in der berüchtigten Haft- und Folterstätte Lubjanka in Moskau und wurde dort zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt, während ihn ein deutsches Amtsgericht bereits 1951 für tot erklärt hatte. Er war es noch nicht ganz,

obwohl er noch in sieben verschiedenen Gefängnissen und Lagern mißhandelt wurde, ehe er im Zuge der „Adenauer-Aktion“ am 13. Oktober 1955 die Freiheit zurückerhielt. Er starb 1984 in München, nachdem er zeitgeschichtlich Wesentliches – auch zur Geschichte der SA – in zwei Büchern niedergelegt hatte.

Von Schleicher bediente sich bei seinem Gepackel mit den einst – und bald wieder – feindlichen Großmächten England und Frankreich des zugkräftigen (und dazu wohlfeilen) Argumentes der mit den Bergrutschwahlen vom September 1930 heraufziehenden Hitler-Gefahr. Er nutzte die guten Beziehungen zum Foreign Office wie zu dem französischen Minister Edouard Daladier (1884-1970), die sein Minister Groener aufbauen konnte, als ihm außer dem Reichswehr- auch noch das Außenministerium anvertraut worden war. Eine in Quantität und Qualität gestärkte Reichswehr wurde in London offenbar so lange nicht als Bedrohung angesehen, als diese potentielle Kraft sich in den Händen so zuverlässiger Freunde wie Brüning, Groener und von Schleicher befand. Im Gegenteil glaubte man dort wohl den emphatischen Versicherungen der deutschen Erfüllungspolitiker, die Reichswehr als bestes Mittel zur Abwendung der nationalsozialistischen Gefahr benutzen zu können.

Hier lag eine Wurzel des unnatürlichen und auch unverständlichen Antagonismus SA – Reichswehr. Ich habe wohl ebenso wie alle meine SA-Kameraden die Reichswehr der Weimarer Republik stets als einen Freund und potentiellen Verbündeten in unserem Kampf gegen das von Marxisten beherrschte oder doch geduldete republikanische Regime angesehen. Schon als Halbwüchsiger im schlesischen Liegnitz, wo mein Großvater als pensionierter Schwadronschef der Kavallerie lebte, war mir die örtliche Reichswehr wohlvertraut, weil sie sich beim Einreiten der Remonten in schwierigen Fällen des Mitwirkens oder doch wenigstens der Ratschläge meines Großvaters bediente. Später gab mir ein Mitglied des örtlichen Musikkorps der Reichswehr Un-

terricht im Flötenspiel. Keiner von uns hätte es sich damals und auch später in Berlin träumen lassen, in den damaligen Waffenträgern der Nation eine Konkurrenz oder gar Feinde zu erblicken.

Ernst Röhm sollte nun die SA zu dem machtvollen und schlagkräftigen Instrument machen, das der Nationalsozialismus für seine Machtübernahme brauchte. Bereits am 5. Januar 1931 konnte er seine neue Dienststellung in München antreten. Es war die eines Stabschefs der SA und SS. Den Oberbefehl über beide Organisationen behielt Adolf Hitler selbst, nachdem sich Röhm offiziell zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtet hatte.

Röhm beseitigte die organisatorischen Mängel der SA, schulte ihre Sturmführer militärisch und brachte ihren Mannschaftsbestand auf ungeahnte Größe. Aus den im Januar 1931 vorhandenen etwa 77.000 SA-Männern wurden schnell 100.000 und im Laufe des Jahres 1931 gar 260.438. Diese lawinenartige Zunahme der Mitgliederzahlen der SA war allerdings nicht allein der Tüchtigkeit Röhms zuzuschreiben. Die Mißwirtschaft der Mitte-Links-Regierung Brüning und die übereifrig geschwungenen Gummiknüppel ihrer Vollzugsorgane trieben die arbeitslosen Massen Jugendlicher geradezu scharenweise in die Reihen der SA. Ein Jahr nach Röhms Amtsantritt war ihr Mannschaftsbestand fast doppelt so hoch wie derjenige der Reichswehr.

Dieses zahlenmäßige Mißverhältnis war für von Schleicher, den damals wichtigsten Mann des Reichswehrministeriums und seit Mai 1932 selbst Chef dieses Ressorts, ein erwünschtes Argument für seine Geheimverhandlungen mit London und Paris. Er wurde ermutigt, die Reichswehr in eine zahlenmäßig weit größere Miliz umzuwandeln, um Röhms immer stärker werdender SA Paroli bieten zu können. Diese Pläne wurden nicht verwirklicht, da sich in jenen Monaten die politische Entwicklung durch die Unfähigkeit des Regimes und die vielfältigen Intrigen von Schleichers geradezu überstürzte. Die sich kritisch zuspitzende Kon-

troverse Reichswehr – SA hatte sich bereits bei Bildung der sogenannten „Nationalen Opposition" am 11. Oktober 1931 in Bad Harzburg abgezeichnet. Adolf Hitler brauchte für seine baldige Machtübernahme nicht nur eine kraftvolle und kopfstarke SA, wie sie Röhm mit sichtbarem Erfolg aufbaute, sondern auch Geld, viel Geld, und das Wohlwollen von Bank- und Wirtschaftskreisen, wie sie der Geheimrat Alfred Hugenberg mit seiner „Deutschnationalen Volkspartei" repräsentierte. Die DNVP hatte bei der eben erst stattgefundenen Reichstagswahl fast die Hälfte ihrer Mandate verloren und suchte dringend einen Juniorpartner für eine Koalition. Das sollte die mächtig aufstrebende NSDAP sein, wenn sich ihr Chef verpflichten würde, die Reichswehr, die starke Stütze Hindenburgs und aller konservativen Kräfte, zu respektieren. Darum wäre die SA in Harzburg kein förderndes, sondern ein störendes Element gewesen. Uns ließ man daher eine Woche später im benachbarten Braunschweig aufmarschieren, an dessen Landesregierung die NSDAP bereits maßgeblich beteiligt war. Hier gab es kein Uniformverbot wie in Berlin. Wir wollten – und sollten – in Braunschweig dabei sein, um Stärke zu demonstrieren. Das gelang.

In diesem Herbst 1931 soll der unermüdliche Intrigant von Schleicher durch die Vermittlung Röhms eine erste Begegnung mit Adolf Hitler erreicht haben, wie Rudolf Jordan in seinen Erinnerungen enthüllt. Für den Führer der NSDAP war dieses Treffen nicht uninteressant wegen der guten Verbindungen, die der General zu seinem Regimentskameraden, dem deutschen Staatsoberhaupt Otto von Hindenburg, und dessen Sohn Oskar unterhielt. Die Verfassung der Weimarer Republik gab dem Reichspräsidenten eine so starke Stellung, daß der Gewinn einer parlamentarischen Mehrheit allein für keinen Parteichef eine Garantie für seine Machtübernahme war, wenn das Staatsoberhaupt damit nicht einverstanden gewesen wäre. Von Schleichers Absicht bei dieser Vermittlung war es ganz gewiß nicht, Adolf Hitler zu

helfen. Aber es war auch nicht allein die Lust an der Intrige. Was er sich dabei gedacht haben mag, geht aus der ebenfalls von Jordan enthüllten Tatsache hervor, daß er sich am 29. Januar 1933, also noch am Tag vor dessen Ernennung zum Reichskanzler, bei Hitler um den Posten des Reichswehrministers bewarb, was übrigens auch der damalige Chef der Heeresleitung, Generaloberst von Hammerstein-Equord, tat, der sich später dem sogenannten Widerstand zurechnete und in diesem Zusammenhang 1939 die Verhaftung Adolf Hitlers vorschlug. Beide Bewerbungen wurden abgelehnt, wie Jordan ohne jeden Kommentar vermerkt.

Das Jahr 1932 wurde für die SA vielleicht das schwerste ihrer ganzen bisherigen Existenz. Eine Wahl jagte die andere – auf allen Ebenen. Keine konnte ohne unseren ganzen Einsatz gewonnen werden. Auf einem Reichsparteitag in Nürnberg hatte der Führer der SA zugerufen: „Was Ihr seid, seid Ihr durch mich – und was ich bin, bin ich durch Euch." Das war ein Bekenntnis und gleichzeitig ein Gelübde. Wir waren stolz darauf und handelten danach. Wir waren buchstäblich Tag für Tag, ja oft auch Nacht um Nacht im Einsatz. Adolf Hitler stellte sich im März 1932 zur Reichspräsidentenwahl. Er erhielt immerhin 11,34 Millionen Stimmen. Hindenburg erreichte trotz Unterstützung durch die Sozialdemokratie nicht die erforderlichen 50 Prozent, was für seine Wahl notwendig gewesen wäre. Erst im zweiten Wahlgang am 10. April entschied sich die absolute Mehrheit für ihn. Aber auch wir konnten bei der Stichwahl unseren Erfolg im März nicht nur halten, sondern sogar noch etwas, wenn auch nicht ausreichend, verbessern. Das scheint der Anlaß dafür gewesen zu sein, daß wir drei Tage später durch eine von Groener erwirkte Notverordnung verboten wurden. Unserer Partei kam dieses SA-Verbot nicht ungelegen. Jetzt stand die „arbeitslos" gewordene Masse junger Aktivisten der Partei für ihre politische Tätigkeit zur Verfügung. Wir gehörten damals ja alle – entgegen

einer heute weitverbreiteten Meinung – nicht nur der SA, sondern auch der NSDAP an, die uns jetzt zu Schreib- und Verwaltungsarbeiten heranzog. Mir persönlich machte der Einsatz als „Treppenterrier", wie wir unsere häufig als unnütz betrachtete Arbeit nannten, nicht so viel aus wie die Teilnahme an unzähligen Sitzungen, die in verräucherten Kneipen bei uns sinnlos erscheinendem Geschwätz mit bierbäuchigen alten Herren stattfanden.

Das Verbot der SA mit Hilfe einer zweifellos undemokratischen Notverordnung und die parallel dazu erkämpften beträchtlichen Gewinne unserer Partei bei verschiedenen Landtagswahlen im April und Mai 1932 mögen auch ein Grund für den Rücktritt des Reichskanzlers Brüning am 30. Mai 1932 gewesen sein. Hindenburg nahm das Rücktrittsgesuch sofort an und entschied sich für Franz von Papen als Nachfolger, der ihm durch von Schleicher empfohlen worden war. Von Papen gehörte wie Brüning der katholischen Zentrumspartei an, die sich allerdings gegen seine Ernennung zum Reichskanzler aussprach. Weder Hindenburg noch von Papen kümmerten sich indessen darum. Der neuernannte Kanzler trat aus seiner Partei aus, wodurch er jede Unterstützung im Parlament verlor und wie sein Vorgänger auf die Notverordnungen des Reichspräsidenten angewiesen blieb. Das von von Papen gebildete „Kabinett der Barone", das er als Vizekanzler Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 zum Teil mitnahm, stützte sich nur auf die Autorität Hindenburgs, während er im Reichstag lediglich auf die konservative Rechte und die Duldung durch Hitler hoffen durfte, den er durch das Versprechen für sich einzunehmen verstand, das SA-Verbot aufzuheben. Er tat es 14 Tage nach seiner Ernennung zum Reichskanzler. Gleichzeitig fiel auch das Uniformverbot.

An den Wahlen zum 6. Deutschen Reichstag vom 31. Juli 1932 durfte ich nicht teilnehmen, da ich mein 20. Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Sie veränderten das politische Gesicht der

deutschen Volksvertretung grundlegend. Die NSDAP war die haushoch überlegene Siegerin. Sie konnte ihre Mandate mit einem Schlag mehr als verdoppeln (von 107 auf 230). Damit war sie zur stärksten Fraktion des Reichstages geworden und ließ die SPD mit nur 133 Sitzen weit hinter sich. Aber bis Reichspräsident Otto von Hindenburg endlich den Führer der eindeutig stärksten Partei, Adolf Hitler, mit der Regierungsbildung beauftragte, mußte sich das geduldige deutsche Volk nach der katastrophalen Kanzlerschaft Brünings noch zwei weitere Regierungen gefallen lassen, die keinerlei Rückhalt bei einer politischen Partei oder gar beim Volke hatten: von Papen und von Schleicher. Das war die große Zeit für Intriganten und politische Falschspieler. Ihr prominentester war von Schleicher, der den eben mit seiner Hilfe Kanzler gewordenen von Papen auch wieder zu Fall brachte. Das war kein Kunststück. Denn die NSDAP hatte mit 13,7 Millionen Wählern, mehr als einer Million Parteigenossen und einer braunen Parteiarmee, die zahlenmäßig die Reichswehr bei weitem übertraf, ein Potential offenbart, wie es keine politische Partei in den vergangenen 14 Jahren der Weimarer Republik aufweisen konnte.

Die Situation nach der Wahl erheischte gebieterisch eine sofortige und radikale Lösung. Das Zwangsläufige geschah: am 13. August 1932 empfing Reichspräsident von Hindenburg Adolf Hitler. Das Staatsoberhaupt bot dem erfolgreichen Parteichef den Posten eines Vizekanzlers an, was dieser bescheiden, aber energisch und definitiv ablehnte, auch als das Angebot wenige Tage später wiederholt wurde.

Erneut wurde der Reichstag aufgelöst. Wiederum mußten Neuwahlen stattfinden. Die Wähler gingen am 6. November 1932 ungern an die Urnen, besonders diejenigen der NSDAP. Die Partei mußte einen schmerzhaften Verlust von 34 Mandaten hinnehmen, während sich die Zahl der kommunistischen Abgeordneten um 11 auf 100 erhöhte. Das politische Panorama der Repu-

blik nahm bedenkliche Konturen an. Von Schleicher wartete auf seine Chance. Obwohl überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, hatte er mit einem der wichtigsten Männer aus Adolf Hitlers engster Umgebung Absprachen getroffen: Gregor Strasser, der von vielen Nationalsozialisten als der wichtigste Ideologe ihrer Bewegung angesehen wurde. Er war der Vorgänger von Goebbels als Propagandaleiter der Partei und derjenige Leys als Reichsorganisationsleiter gewesen. Jetzt bot ihm von Schleicher den Posten eines Vizekanzlers in seinem künftigen Kabinett und dazu die Ministerpräsidentschaft in Preußen an. Das Angebot sollte Adolf Hitler von der Regierung fernhalten. Aber Strasser lehnte ab, als Adolf Hitler sich strikt gegen diesen Plan aussprach, und legte seine Parteiämter nieder.

Von Schleicher mußte am 3. Dezember 1932 eine neue Reichsregierung ohne Mitwirkung der NSDAP und ohne Mehrheit im Reichstag bilden. Nach ganzen 56 Tagen trat er wieder zurück. Sein Nachfolger wurde Adolf Hitler am 30. Januar 1933. Die Berliner Bevölkerung feierte diese Nacht im Schein der Fackeln, die SA-Kolonnen durch das Brandenburger Tor und an der Reichskanzlei vorbei trugen.

12. Kapitel

Die Machtübernahme Adolf Hitlers

Ich selbst marschierte am 30. Januar 1933 nicht mit in den Kolonnen der SA, die in ganz Deutschland die „Machtübernahme", das Wahrwerden ihrer politischen Sehnsucht, mit einer Begeisterung ohnegleichen feierten. Der Wermutstropfen im Freudenbecher der siegreichen braunen Bataillone waren die beiden Todesopfer jener Nacht: SA-Sturmführer Hans Eberhard Maikowski und Polizei-Oberwachtmeister Zauritz, die auf dem Rückmarsch des Sturmes 33 in seinen Standort bei einem kommunistischen Feuerüberfall ums Leben kamen. Wir hörten diese und alle anderen Nachrichten der historischen Nacht im Rundfunk, der in Deutschland erst zehn Jahre zuvor seine regelmäßigen Sendungen aufgenommen hatte. Unter den vielen dabei durcheinanderschwirrenden Stimmen war mir nur eine einzige vertraut: diejenige des Berliner Gauleiters Dr. Joseph Goebbels, die ich von vielen unserer Veranstaltungen der Kampfzeit her kannte und die er – wenige Wochen später, am 13. März 1933,

zum Reichspropagandaminister ernannt – so einprägsam und erfolgreich für das von ihm mitgeschaffene Dritte Reich einsetzte. Der Rundfunksprecher erwischte ihn – keineswegs in der ersten Reihe der plötzlich im Vordergrund stehenden politischen Prominenz – und bat ihn um einige Worte. Goebbels sagte nichts weiter als: „Dies ist der Triumph der Zähigkeit." Das wurde das Leitmotiv auch seiner ganzen weiteren Arbeit. Aber der Triumph des 30. Januar 1933 wiederholte sich im „Erzwungenen Krieg"[41] von 1939 nicht. Wir wissen es alle aus eigener schmerzlicher Erfahrung, besonders ich, der ich die beiden letzten Kriegsjahre an Goebbels' Seite verbrachte.

Am 30. Januar 1933 arbeitete ich noch als Sekretär eines wesentlich unbedeutenderen „Mannes der Feder". Es war ein ziemlich weit links orientierter Intellektueller. Ich erledigte seine Schreibarbeiten, las Korrektur und fuhr – Besitzer eines funkelnagelneuen Führerscheines – sein uraltes Buick Sportkabriolett. Die Arbeit machte mir Spaß, wenn sie auch miserabel und unregelmäßig bezahlt wurde. An diesem Abend saß ich wie gebannt vor dem Rundfunkempfänger. Als ich mich in einer Pause nach meinem Chef umsah, fand ich ihn beim Kofferpacken. „Wollen Sie verreisen?" fragte ich. „Noch heute abend", antwortete er. „So weit wie möglich weg von hier. Sie müssen mich sofort zum Bahnhof bringen." Ich tat es – und habe ihn nie wiedergesehen. Ich fragte ihn nicht, warum er es so eilig habe. Wir hatten viel miteinander gesprochen und diskutiert, vor allem über Hölderlin, Stefan George und andere Dichter, die wir beide liebten, aber nie über Politik.

„Ich habe ein ungutes Gefühl", sagte er nur zur Begründung seiner Hals über Kopf erfolgenden Flucht. Er überlebte das Dritte Reich auf Mallorca, während ich mich nach dem Zusammenbruch in einem Flüchtlingslager Schleswig-Holsteins wiederfand.

Dieser und andere Emigranten gehörten nicht zu jenen, die

Adolf Hitler meinte, als er am 1. Februar 1933 gegen 22 Uhr seine erste Proklamation[42] als deutscher Regierungschef über den Rundfunk verlas und mit der für seine Diktion typischen Feststellung begann: „Das Erbe, das wir übernehmen, ist ein furchtbares." Tröstend fügte er hinzu: „Das Vertrauen in uns allen ist unbegrenzt: Denn wir glauben an unser Volk und seine unvergänglichen Werte." Mein kofferpackender Chef hatte dieses Vertrauen und diesen Glauben nicht. Darum verschwand er heimlich, still und leise, wobei er nichts weiter als einen schlechten Eindruck und Schulden (auch bei mir) hinterließ. Er wartete nicht einmal die Verlesung der Hitler-Proklamation am nächsten Abend ab. So hörte er nicht, wie dieser sich zum „Christentum als Basis unserer gesamten Moral" bekannte, dem greisen Feldmarschall an der Spitze des Staates Gehorsam gelobte und seinen Aufruf mit den Worten beschloß: „Möge der allmächtige Gott unsere Arbeit in seine Hände nehmen, unseren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen und uns mit dem Vertrauen unseres Volkes beglücken. Denn wir wollen nicht kämpfen für uns, sondern für Deutschland."

Meine Mutter, eine strenggläubige evangelische Christin, der ihre nationalsozialistischen Söhne in der Kampfzeit nicht selten Kummer bereitet hatten, ließ sich durch diese Worte von der Güte der neuen Regierung überzeugen. Und selbst der fleißige Archivdirektor Dr. Max Domarus (Jahrgang 1922), der diese Hitler-Worte in seinem vierbändigen Werk wiedergegeben und dabei mit scharfer Kritik nicht gespart hat, muß zugeben, daß der große Teil der Bevölkerung, die Adolf Hitler bisher „nur als ungebildeten Schreier und proletarischen Agitator dargestellt bekommen hatte", von ihm und seiner Proklamation „sichtlich beeindruckt" war. Auch ich, der ich mich noch ein Jahr zuvor von Stennes und anderen gegen Adolf Hitler und seine Partei hatte aufwiegeln lassen, war nicht nur beeindruckt, sondern erneut ehrlich begeistert. Jetzt tat es mir aufrichtig leid, der Bewegung den Rücken gekehrt

zu haben – nicht wegen der mir vielleicht dadurch entgehenden beruflichen oder persönlichen Vorteile. Die standen für mich weit im Hintergrund. Unser Volk und die Bewegung, die seine Führung in die Hände genommen hatte, waren jetzt allein maßgebend. Ich wollte mich im Sinne des Hitler-Aufrufes erneut in ihre Reihen eingliedern. So stand ich ein paar Wochen später wieder in der Geschäftsstelle unseres Sturmes in Berlin-Lichtenrade, wo ich 1931 meinen ersten SA-Aufnahmeantrag gestellt hatte. Jetzt wollte ich ihn wiederholen. Mein alter Sturmführer Riewe war nicht mehr da. Er hatte gewiß wegen seiner Verdienste während der „Kampfzeit" eine wichtigere Verwendung gefunden. Der einzige, den ich hier in seiner fabrikneuen braunen Uniform wiederzuerkennen glaubte, war der Mann unserer Gemüsefrau an der Ecke, der während meiner SA-Zeit als Mitglied der örtlichen Schalmeienkapelle des Rotfrontkämpferbundes auch bei unseren gelegentlichen Schlägereien eine gewisse Rolle gespielt hatte und dabei – ebenso wie sein Instrument – leicht verbeult worden war. Auch er erkannte mich wieder und hob zur Begrüßung die rechte Hand, aber nicht – wie damals – zur Faust geballt und schon gar nicht zum Gebrauch gegen einen jener „Faschisten", die zu schlagen ihre Partei ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Ich erwiderte seinen Gruß nicht. Er gehörte vielleicht zu jenen ehrlichen deutschen Proleten, die damals zu uns fanden und von denen viele ihre Treue zum wiederentdeckten Vaterland im Krieg mit dem Tod besiegelten. Ich kehrte mich wortlos ab und ging nachdenklich nach Hause. Meinen nächsten Kontakt zur NSDAP bekam ich erst zehn Jahre später durch deren Berliner Gauleiter, der mich als Kriegsberichter beim Oberkommando des Heeres zur Dienstleistung als sein persönlicher Pressereferent angefordert hatte. Aber die Partei nahm mich nicht mehr in ihre Reihen auf. Auch dafür war es damals zu spät.

Das unvermutete Auftauchen des ehemaligen Rotfront-Schalmeienbläsers in den Reihen meines alten SA-Sturmes war nur ein

Beispiel für den damaligen Massenansturm junger Deutscher auf die SA. Sie hatte am 30. Januar 1933 einen Mitgliederbestand, der von Longerich reichlich vage auf „erheblich unter 500.000 Mann" geschätzt und von dem SA-Gruppenführer Heinrich Bennecke mit „etwa 300.000" angegeben wird. Ihre Kopfstärke vermehrte sich dann nicht, wie Longerich irrtümlich vermutet, „auf etwa viereinhalb Millionen" bis Mitte 1934, sondern nach der amtlichen Parteistatistik, wie von Bennecke richtig zitiert, auf 3.543.009 am 1. Januar 1935[43]. Diese Zahl muß korrekterweise um die sogenannte SA-Reserve I und II verringert werden, die am 6. November 1933 pauschal und individuell fraglos nicht so ganz freiwillig der SA einverleibt worden war. Das waren die 497.610 Mitglieder des „Stahlhelm" (Bund der Frontsoldaten) und weitere 1.376.771 Angehörige des sogenannten „Kyffhäuserbundes" sowie anderer Traditions- und Reservistenverbände. Rechnet man diese nur zahlenmäßig eindrucksvolle Altherrengarde mit einem Durchschnittsalter von etwa 40 bis 50 Jahren von der nachweisbaren Gesamtstärke der SA am 1. Januar 1935 ab, so kommt man auf noch nicht einmal zwei Millionen wirklich aktive SA-Männer, statt der immer wieder genannten „vier bis fünf Millionen", mit denen diverse Zeitgeschichtler heute bedenkenlos jonglieren.[44]

Nun sind zwei Millionen Mann in einer straff organisierten und autoritär geführten politischen Kampfgemeinschaft fraglos ein Machtfaktor, wie ihn damals keine andere politische Gruppierung aufzuweisen hatte. Das Gegengewicht innerhalb der Mitte-Rechts-Koalition, die Reichspräsident von Hindenburg am 30. Januar 1933 als Regierung unter Einhaltung aller Spielregeln der Weimarer Demokratie eingesetzt hatte, sollten die 100.000 Mann der Reichswehr sein, wie sie vom Versailler Diktat dem besiegten Deutschland zugestanden worden waren. Die ihr damals gesetzten Grenzen waren, sowohl zahlenmäßig als auch in bezug auf ihre Bewaffnung, längst gesprengt. Das pfiffen die Spatzen

von den Dächern, nicht nur in Berlin, sondern auch in London, Paris und Washington. Der Kreml wußte nicht nur längst davon, sondern hatte sogar fleißig daran mitgewirkt. Aber fast zwei Millionen SA-Männer wurden trotzdem nicht nur in den genannten Hauptstädten, sondern auch in der deutschen Regierungskoalition, dem Ergebnis der „Harzburger Front“, für ein Risiko gehalten. Wollten von Papen und die von ihm vorgeschlagenen Reichsminister innerhalb des Kabinetts Hitler nicht das Übergewicht verlieren – man erinnere sich daran, daß von seinen zehn Mitgliedern außer Hitler selbst nur zwei Minister der NSDAP angehörten (Frick und Göring) – dann mußte das Gegengewicht Reichswehr einem besonders zuverlässigen und besonnenen Minister in die Hände gelegt werden.

Die Wahl fiel auf den Berufssoldaten Werner von Blomberg (1878-1946), Sohn einer pommerschen Offiziersfamilie, der am 30. Januar 1933 gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Reichswehrminister in den Rang eines Generals der Infanterie befördert worden war. Das bewies die Wertschätzung, die von Blomberg bei von Hindenburg – auch als ein persönlicher Gegner von Schleichers – genoß. Beide entstammten dem preußischen Adel östlich der Oder, beide waren von stattlicher Figur und kriegsbewährte Heeresoffiziere. Und beide erfreuten sich großer Beliebtheit selbst in Kreisen, die politisch nicht ganz mit ihnen harmonierten. Sie trennte allein ein Altersunterschied von etwa einer Generation. Von Hindenburg war im Ersten Weltkrieg schon pensioniert und mußte erst reaktiviert werden, um in der Schlacht von Tannenberg (Ende August 1914) siegen zu können, während von Blomberg es damals gerade erst bis zum Leutnant gebracht hatte.

In der offiziellen Kabinettsliste stand von Blomberg an fünfter Stelle nach dem Kanzler Adolf Hitler und seinem Stellvertreter Franz von Papen, Außenminister Konstantin von Neurath und Innenminister Dr. Wilhelm Frick. Es folgten nach ihm Johann

Ludwig (Lutz) Graf Schwerin von Krosigk (Finanzen), Geheimrat Dr. Alfred Hugenberg (Wirtschaft und Ernährung), Franz Seldte (Arbeit), Paul Freiherr von Eltz-Rübenach (Post und Verkehr) und als letzter Hermann Göring (zunächst ohne Geschäftsbereich, aber mit der Wahrnehmung der Geschäfte des preußischen Innenministers beauftragt). Der konservative Teil dieser ersten Hitler-Regierung schmolz schnell zusammen. Als erster zog sich (schon am 27. Juni 1933) Hugenberg zurück. Von Papen hielt sich bis 1934, von Eltz-Rübenach bis zum 30. Januar 1937. Von Neurath wurde während der Fritsch-Krise im Februar 1938 abgelöst. Nur Seldte und Schwerin von Krosigk behielten ihre Ministerämter bis zum Ende des Krieges. Von Blomberg, der bei weitem wichtigste Minister von allen, mußte wegen einer standeswidrigen Heirat 1938 zurücktreten. Bis 1934 hat er nachhaltig alle Bestrebungen Röhms zurückgewiesen, die Reichswehr mit der SA zu verschmelzen.



Reichsautobahn

Nur eine der NS-Maßnahmen, mit der sechs Millionen Arbeitslose – davon unzählige SA-Männer – wieder in Arbeit und Brot gesetzt wurden



Der Volkswagen sollte die Massenmotorisierung bewirken – Sozialismus der Tat im Sinne der SA



Typische Neubausiedlung (Lindau), wie sie auch vielerorts als SA-Siedlungen errichtet wurden



Gewinnung von Bauernland für 70 Siedler im Adolf Hitler-Koog in Schleswig-Holstein

Hitler bei der Einweihungsfeier





20. April 1933. SA-Sturm marschiert geschlossen zum Gottesdienst

Das Dritte Reich

Großes Bild links: Grundsteinlegung für das Volkswagenwerk durch Hitler 1938



Ehrenmal für die SA in Magdeburg



SA-Weihnachtsmann

Sammlung für das Winterhilfswerk



NSV-Speisung für Bedürftige





Auf die internationale jüdische Kriegserklärung gegen Deutschland 1933 reagiert die SA mit einem eintägigen Boykott jüdischer Geschäfte



SA-Stabschef Röhm, Kronprinz Wilhelm und Stahlhelm-Bundesführer Franz Seldte 1933



Anschließend marschieren Stahlhelm (oben) und SA (unten) vor ihnen auf





Bewegte Jahre

... und fast immer ist die SA dabei

Erneute „Kampfzeit": Österreichische SA marschiert 1938 für den Anschluß

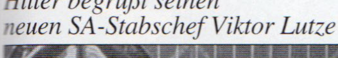


Solidaritätsplakat für Österreich

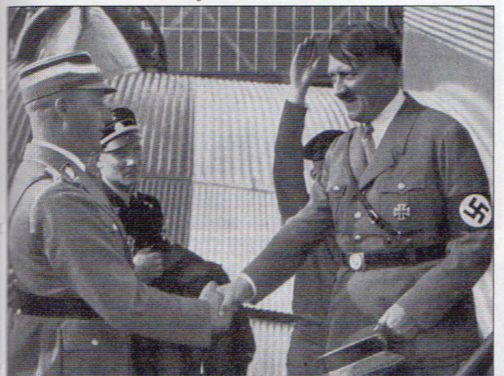




Beim sogenannten Röhmputsch 1934 werden Röhm und weitere SA-Führer erschossen



Hitler begrüßt seinen neuen SA-Stabschef Viktor Lutze



Jährliche Traditionsmärsche finden am 9. November zur Münchener Feldherrnhalle statt. Oben: Gemälde „Und ihr habt doch gesiegt“ von Paul Herrmann. Unten: Göring, Hitler, Rosenberg



Wahlplakat zum Anschluß



Hitler begrüßt den österreichischen SA-Brigadeführer Peterseit am Krankenbett




SA-Sanitäter bei der Arbeit


Trotz 70 Jahren dabei



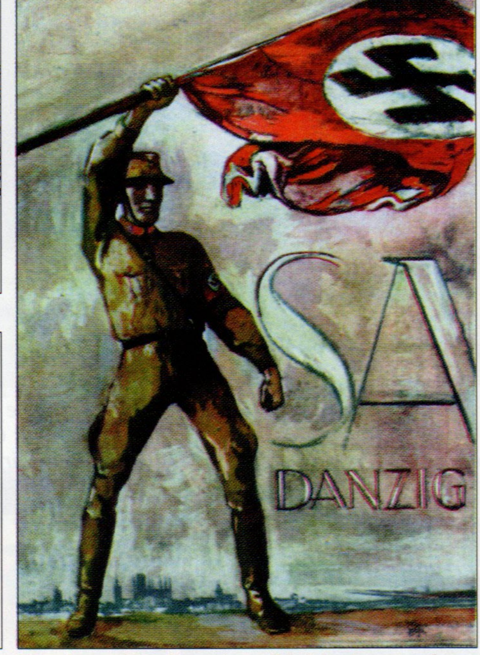
Werbeplakat


Motorrad-S



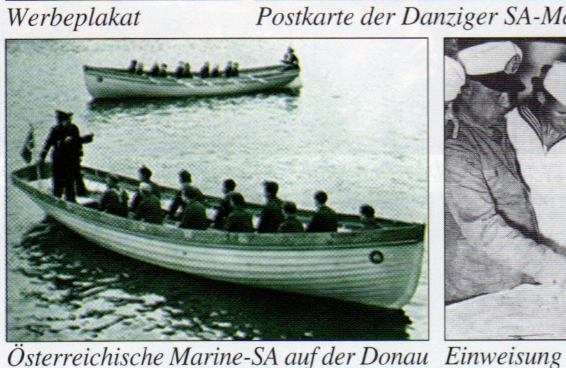
Werbeplakat

Werbeplakat



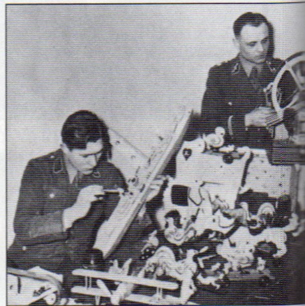
Postkarte der Danziger SA-Marinestandarte


Werbeplakat für das SA-Sportabzeichen


Österreichische Marine-SA auf der Donau


Einweisung


Musizieren


SA-Standarte „Feldherrnhalle"
bei Bastelarbeite

SA-Skimeisterschaft in Bad Tölz



Im braunen Hemd unterwegs



Abfahrtslauf





Motor-SA-Vorbeimarsch Nürnberg 1935



Schlesische Motor-SA



SA-Radfahrsturm aus Breslau

SA-Friedensdienst

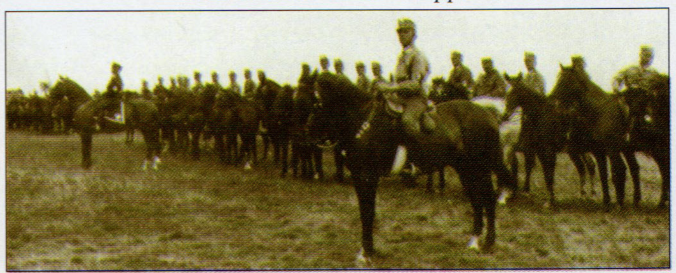
Die Formationen und Dienstarten während der Friedensjahre des 3. Reiches umfaßten nahezu alle Lebensgebiete, Sportarten, Freizeitbereiche und Altersgruppen



Gemälde „Reitende SA" von Hans May



SA-Reitersturm der Gruppe Nordmark in Kiel

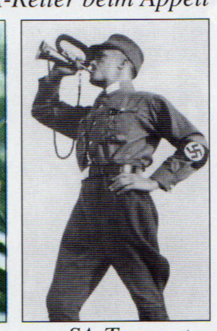


Westfälische SA-Reiter beim Appell

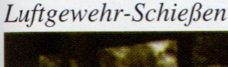


Werbeplakat

Musikzug der SA



SA-Trompeter



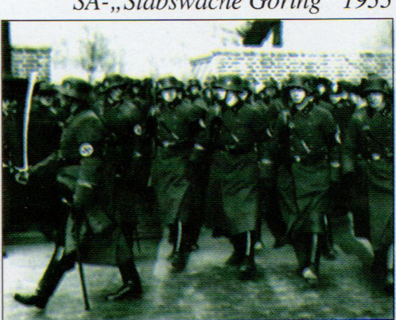
Luftgewehr-Schießen



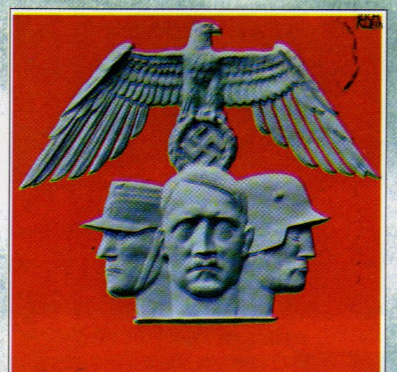
SA beim Geländedienst



SA-„Stabswache Göring" 1933




Reichsparteitag
der
N.S.D.A.P.
1.–3. September 1933
Nürnberg


Reichsparteitag
1935
Nürnberg
10.–16. Septemb.


München
Deutschland
Erwache
Schwaben



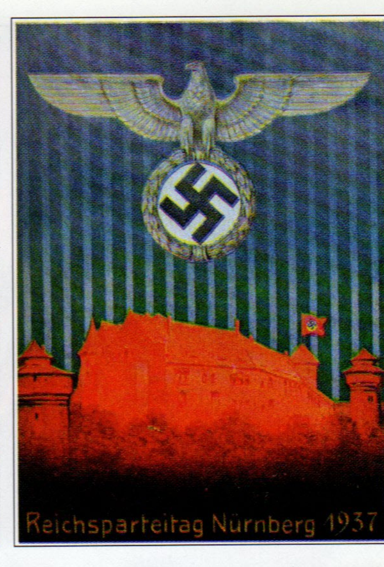


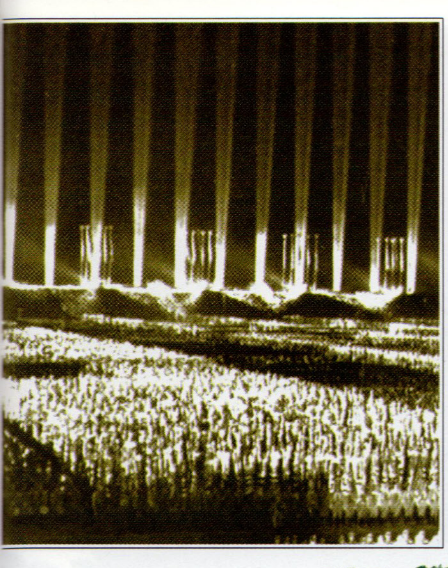
Reichsparteitage

Mächtige Manifestationen der Stärke des neuen Regimes. Hier marschierten Hunderttausende von SA-Männern auf. Diese und die beiden nächsten Doppelseiten zeigen den Aufmarsch von 260.000 Männern der NSDAP, der SA, der SS und des Stahlhelm auf dem Reichsparteitag 1933


Reichsparteitag
Nürnberg

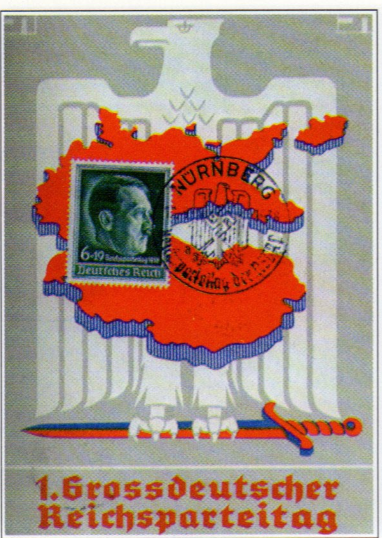



Reichsparteitag Nürnberg 1937






Reichsparteitag Nürnberg


6+19
Deutsches Reich
NÜRNBERG
1. Grossdeutscher
Reichsparteitag


POST


DEUTSCHLAND
ERWACHE



Adolf Heinz Beckerle
In Gefangenschaft verstorben



Otto Herzog
1945 gefallen



Dietrich von Jagow
In Gefangenschaft verstorben



Siegfried Kasche
1947 in Kroatien ermordet



Arno Manthey
1941 gefallen





Joachim Meyer-Quade
1939 gefallen

Hans-Günther von Obernitz
1941 gefallen



Arthur Rakobrandt
Vermißt

Heinrich Schoene
1945 gefallen



Otto Schramme
1941 gefallen



Heinrich Knickmann
1941 gefallen



Adolf Kob
In Gefangenschaft verstorben



Karl Siegmund Litzmann
Vermißt



Hanns Ludin
1947 in der Slowakei ermordet



Opfergang der SA im Krieg

Die Propaganda zum totalen Krieg appellierte noch einmal an den Geist der „Kampfzeit“. Viele alte Kämpfer meldeten sich freiwillig in die Reihen des Volkssturms und nahmen Aufgaben im Luftschutz und in technischer Hilfe wahr



Um Freiheit und Leben
Volksfturm

SA-Stabschef Schepmann mit Volkssturmmännern (li.) und SA-Wehrmannschaften an der Westfront







Das bittere Ende

Der Kreis zwischen den typischen SA-Motiven der Kampfzeit und diesem Gemälde (Franz Eichhorst) vom Untergang Stalingrads schließt sich

13. Kapitel

Sechs Millionen Arbeitslose

Es waren sogar noch ein paar mehr, die von der in Deutschland stets sorgfältigst geführten Arbeitslosenstatistik am Monatsende des Januar 1933 verzeichnet wurden: genau 6.013.000. Bis zum 15. Februar dieses Schicksalsjahres stieg diese Zahl sogar noch auf 6.047.000 an. Dann begann sie zu sinken, langsam zunächst, aber im März 1933 waren es nur noch wenig mehr als fünfeinhalb und Ende Mai fünf Millionen. Diese Entspannung auf dem Arbeitsmarkt kam natürlich auch den erwerbslosen SA-Männern zugute. Sie waren es ja schließlich gewesen, die ihre freie Zeit der jetzt regierenden Partei zur Verfügung gestellt und dazu sehr oft noch ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, ohne dafür irgendeine Entschädigung zu erwarten oder gar zu verlangen. Daß sie bei der Vergabe freier Stellen bevorzugt berücksichtigt wurden, wäre nicht nur bei den Arbeitgebern verständlich gewesen, die sich so bei den neuen Behörden Sympathien zu erwerben hofften.

Organisierte Marxisten oder gar „Nichtarier“ waren dagegen weniger gefragt.

Mit der SA atmete die überwältigende Mehrheit des Volkes auf. Bei den ersten allgemeinen Wahlen im Dritten Reich vom 5. März 1933 konnte die NSDAP ihre Stimmenzahl von 11 auf 17 Millionen erhöhen. Damit gewann sie 43,9 Prozent oder 288 der 647 Sitze im Reichstag, eine Mehrheit, wie sie die deutsche Parlamentsgeschichte noch nie für eine einzelne Partei aufgewiesen hatte. Mit den 52 Abgeordneten der Deutschnationalen reichte das für eine bequeme absolute Mehrheit der Harzburger Koalition. Die marxistischen Parteien schmolzen zusammen, die KPD beträchtlich, von 100 auf 81 Mandate. Kennzeichnender als die Veränderungen im Parteienspektrum war noch die Tatsache, daß die Wahlbeteiligung mit 88,8 Prozent den höchsten Stand erreichte, den sie in der ganzen deutschen Parlamentsgeschichte – unter dem Kaiser wie in der Republik – je hatte. Ich kann aus meiner persönlichen Erfahrung die damals allgemein herrschende Stimmung der großen Bevölkerungsmehrheit bestätigen: Es war eine der starken Zuversicht, nach vielen Jahren des Elends und der Unordnung auf allen Gebieten endlich das nationale Selbstbewußtsein und ein Dasein zurückzugewinnen, wie es eines großen und traditionsreichen Volkes im Herzen Europas würdig ist. Der neue Reichsinnenminister, Dr. Wilhelm Frick (1877-1946), hatte gewiß recht, wenn er am Tag nach den Wahlen erklärte: „Das deutsche Volk hat der unter Adolf Hitlers Führung stehenden Reichsregierung in einer überwältigenden Vertrauenskundgebung den Auftrag erteilt, in vier Jahren den Wiederaufstieg Deutschlands durchzuführen.“

An dieser Auftragserteilung war ich persönlich nicht beteiligt. Ich hatte zwar eben gerade das für eine Wahlbeteiligung erforderliche Alter erreicht und war fest entschlossen, diese Gelegenheit demokratischer Willensbekundung nicht ungenutzt vergehen zu lassen. Aber eine Diskussion im Kreis ähnlicher demo-

kratischer Novizen wie ich kam dazwischen. Teilnehmer der verschiedensten politischen Einstellung gerieten bei der Erörterung der bevorstehenden Wahlen in heftige Meinungsverschiedenheiten. Gegner des Nationalsozialismus vertraten die Ansicht, die kommenden Reichstagswahlen würden eine reine Farce sein. Deswegen hätten die „Nazis ja den Reichstag in Brand gesteckt" – wie die damals noch nicht „gleichgeschaltete" Presse log. Die am Tag nach dem Brand erlassene Verordnung „zum Schutz von Volk und Staat" hebe die freiheitlichen Grundrechte auf und öffne jeder Willkür Tür und Tor. Andere, darunter auch ich, protestierten: Noch sei keine der existierenden Parteien verboten, nicht einmal die kommunistische, obwohl ein Kommunist, der Holländer van der Lubbe, sich als einzelner Brandstifter bekannt habe. Jeder könne bei der kommenden Wahl unbedenklich die ihm gefallende Partei wählen. „Dann wähle doch KPD", höhnte einer der Diskussionspartner, „dann wirst Du schon sehen, was Dir passiert." Ich streckte ihm die Hand entgegen: „Abgemacht! Ich wähle KPD. Hitler gewinnt ja trotzdem." Ich behielt recht: Hitler gewann. Und mir passierte überhaupt nichts. Das Wahlgeheimnis wurde voll geachtet. Während des ganzen Dritten Reiches wurde ich nie von irgendeiner amtlichen Stelle gefragt, was und wen ich wann gewählt hätte. Das wurde erst anders, als wir den Krieg verloren hatten und die Sieger uns Deutschen Demokratie beibringen wollten und uns zu diesem Zweck ihren großen Fragebogen zur zwangsweisen Ausfüllung vorlegten, um u. a. zu erfahren, wie wir in vergangenen Jahren gewählt hätten.

Die SA bekam in diesen ersten Wochen und Monaten des Jahres 1933 nicht allzuviel zu tun. Einstweilen hatte sie den Massenansturm von Neuanmeldungen zu bewältigen. Vorübergehend bekamen alte und neue SA-Männer Beschäftigung, als jüdische Organisationen am 24. März 1933 Deutschland den Krieg erklärten. An diesem Tag veröffentlichte das in London erscheinende Massenblatt „Daily Express" die sensationelle Nachricht

auf ihrem Titelblatt mit der mehrspaltigen Überschrift: „Judea declares war on Germany." In dem ausführlichen Text hieß es u. a.: „Vierzehn Millionen Juden, die über alle Welt verstreut sind, haben sich wie ein Mann zusammengeschlossen ..."[45] Erst eine Woche später, am 1. April 1933, wurde diese Kriegserklärung mit einem eintägigen Boykott jüdischer Geschäfte in Deutschland beantwortet. Dabei traten SA-Männer in voller Uniform mit Plakaten in Erscheinung, die aufforderten: „Deutsche, kauft nicht bei Juden." Das war gegenüber der „jüdischen Kriegserklärung" eine eher symbolisch anmutende Antwort. Der Tatendrang der bedenklich anwachsenden SA-Massen konnte damit jedenfalls nicht befriedigt werden.

In den Reihen der SA, deren Männer in diesen ersten Monaten des Jahres 1933 mehrheitlich noch nicht in den Produktionsprozeß des bürgerlichen Lebens hatten wiedereingegliedert werden können, begann man – nach der strikt parlamentarisch und unblutig verlaufenen „Machtübernahme" –, von einer „zweiten Revolution" zu munkeln. Sie sollte nicht bloß national sein, sondern vor allem sozialistisch. Röhm durfte ihres Beifalls gewiß sein, als er bei seiner Ansprache vom 18. April 1934 unmißverständlich erklärte: „Wir" – und damit meinte er ganz eindeutig sich und seine SA – „haben keine nationale, sondern eine nationalsozialistische Revolution gemacht, wobei wir besonderes Gewicht auf das Wort ‚sozialistisch' legen." Sie seien nicht bereit, „auch nur die geringsten Abstriche von unserem konsequent sozialistischen Wollen" zu machen. Reaktion und Revolution seien natürliche Todfeinde. Man bedauere, die Reaktion in den eigenen Reihen gleich- statt ausgeschaltet zu haben. Und er versprach: „Wir brechen ihnen aber bestimmt und erbarmungslos das Genick, wenn sie diese reaktionäre Gesinnung zu betätigen wagen."

Das waren nach dem Motto „Immer feste druff" die harten und politisch radikalen Worte eines alten Kämpfers. Auf seine SA wirkten sie wie belebender Sekt. Für die politische Kaste, dem er

sie entgegenschleuderte, waren sie wie eine kalte Dusche. Besonnene zeitgeschichtliche Beobachter, zu denen ich den Berufshistoriker und SA-Gruppenführer Heinrich Bennecke rechne, halten sie für das auslösende Moment der zweieinhalb Monate später in Bad Wiessee stattfindenden Tragödie, der Röhm selbst und viele hohe SA-Führer zum Opfer fielen. Bennecke[46] weist darauf hin, daß zur Zeit des Röhmschen Säbelrasselns „die Arbeitslosigkeit in Deutschland eine größere Rolle bei allen politischen Fragen" spielte als allgemein angenommen wurde. Es seien damals „für Hunderttausende noch arbeitsloser SA-Männer tatsächlich schwerwiegende soziale Probleme zu lösen" gewesen. Das wollte Röhm – vielleicht guten Glaubens – tun, indem er das umgehende Schlagwort von der „zweiten Revolution" aufgriff.

Adolf Hitler hatte ausdrücklich davor gewarnt, als er am 6. Juli 1933 die Gauleiter zu sich in die Reichskanzlei bestellte. Er sagte ihnen: „Die Revolution ist kein permanenter Zustand, sie darf sich nicht zu einem Dauerzustand ausbilden. Man muß den freigewordenen Strom der Revolution in das sichere Bett der Evolution hinüberleiten."[47] Kurz zuvor hatte Röhm sich – „päpstlicher als der Papst", wie Jordan meint – kritisch geäußert: „Ein gewaltiger Sieg ist errungen – nicht der Sieg schlechthin." Die SA werde es nicht dulden, „daß die deutsche Revolution einschläft oder auf halbem Wege ... verraten wird ... Denn die braune Armee ist das letzte Aufgebot der Nation."

Welche Zusagen Adolf Hitler Röhm bei dessen Rückberufung aus Bolivien in bezug auf dessen Rolle bei der Wehrhaftmachung Deutschlands nach der bevorstehenden Machtübernahme konkret gemacht hat, ist nicht bekannt. Bennecke vermutet, daß er seinem reaktivierten Stabschef die Möglichkeit in Aussicht gestellt habe, bei der unerläßlichen „Verstärkung der Wehrmacht" auch seine SA einzusetzen. Es gibt ganz konkrete Anzeichen dafür. So wurde der SA die gesamte Durchführung der vormi-

litärischen Ausbildung übertragen. Am 1. Juli 1933 erhielt ein hoher SA-Führer (Gruppenführer Krüger) die Leitung des von der Weimarer Republik übernommenen „Reichskuratoriums für Jugendertüchtigung", das eindeutig ein Institut zur „Wehrertüchtigung" war. Es bekam seine Dienstanweisungen und die notwendigen Finanzmittel von der Reichswehr, d. h. dem zuständigen Fachminister von Blomberg. Röhm, der diesen Posten für sich erhofft hatte, bekam am 1. Dezember 1933 statt dessen zum Trost den Posten eines Reichsministers ohne Geschäftsbereich. Auch viele ehemalige Weltkriegsoffiziere, mit denen das gesamte Führerkorps der SA durchsetzt war, wurden ähnlich enttäuscht. Sie und Hunderttausende arbeitsloser SA-Männer aller Herkunft waren der Sauerteig der von ihnen gewünschten „zweiten", der „richtigen" nationalsozialistischen Revolution.

Da machte Adolf Hitler nicht mit. Die Reichswehr, also die Wehrmacht, wie sie nach von Hindenburgs Tod und der Vereidigung auf den „Führer und Reichskanzler" genannt wurde, galt ihm als „unberührbar" auch gegenüber den Bestrebungen Röhms.

Nach der damals gültigen Verfassung, auf die Adolf Hitler ja vereidigt worden war – und wir wollen doch nicht vergessen, daß er völlig legal auf Grund einer eindeutigen Stimmenmehrheit mit der Führung der Regierung betraut wurde –, war der Oberbefehlshaber der Streitkräfte nicht der Kanzler, ein ehemaliger Gefreiter, sondern der Reichspräsident, der mit dem Rang eines Generalfeldmarschalls als Held des Ersten Weltkrieges ausgezeichnet worden war und dem Adolf Hitler am Tag von Potsdam, den Zylinder in der Hand, mit einer tiefen Verbeugung seine Ehrerbietung bekundet und Treue gelobt hatte. Ja, mehr noch: Er hatte bei seiner Beauftragung mit der Regierungsbildung von Hindenburg – auf Drängen von dessen militärischer Umgebung, vor allem von von Blomberg – sein Wort gegeben, keinen Versuch zu dulden, die Reichswehr in ein bestimmtes parteipoliti-

sches Fahrwasser geraten zu lassen. Es war gewissermaßen eine Wiederholung seines vor Gericht geleisteten Eides, die Macht in Deutschland nur legal zu erstreben.

Adolf Hitler ging das Risiko eines auf dem Feuer der Arbeitslosigkeit überkochenden SA-Topfes ein. Er selbst hatte dem Stabschef seiner SA am letzten Tag des Siegesjahres 1933 einen Dankesbrief geschrieben, in dem er den Sieg vom 30. Januar „mit in erster Linie Dein Verdienst" nannte und „in herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung" die „unvergänglichen Dienste" lobte, die Röhm „der nationalsozialistischen Bewegung und dem deutschen Volk geleistet" habe. Solche Worte von dem damals anerkannt führenden Mann Deutschlands mögen Röhm zu Kopfe gestiegen sein. Er wurde auch dadurch nicht ernüchtert, daß Adolf Hitler die höchsten Befehlshaber der Reichswehr und der SA am 28. Februar 1934 zu einer Tagung einberief, um ihnen sein Wehrprogramm zu verkünden. Dabei ließ er keinen Zweifel daran, daß der SA lediglich die vor- und nachmilitärische Erziehung der Wehrfähigen zugedacht sei.

Hitler wollte sich das Konzept für seine auf lange Zeit und hohe Ziele ausgerichtete Regierung nicht durch die abwegigen Ambitionen der eigenen Untergebenen verderben lassen. Er glaubte, sich deutlich genug ausgedrückt zu haben. Noch wenig mehr als 14 Tage vor dem 30. Juni 1934 sagte er auf dem Flughafen Tempelhof, soeben von seinem Besuch bei Mussolini zurückgekehrt: „Mit dem Gerede von der ‚zweiten Revolution' trennt mich die SA von allen vernünftigen Elementen ... ich bin kein Lenin. Ich will Ordnung." Er hätte noch hinzufügen können: „... und erst recht kein Trotzki, der mit seinem Unding der ‚permanenten Revolution' scheiterte."

Adolf Hitler wußte vom Tag der Machtübernahme an, daß der Schlüssel für die Überwindung seiner Probleme mit der SA die Beseitigung der Arbeitslosigkeit war. Darum vollzog er schon am 29. September 1933 den ersten symbolischen Spatenstich für das

von ihm geplante Reichsautobahnnetz. Es war auf über 17.000 Kilometer geplant, von denen bis 1938 über 3.000 Kilometer von Hunderttausenden von Arbeitskräften fertiggestellt wurden. Das war die Voraussetzung für das Gelingen der im gleichen Jahr begonnenen Produktion des Volkswagens, der von dem begnadeten Konstrukteur Ferdinand Porsche (1875-1951) nach einer von Adolf Hitler eigenhändig entworfenen Skizze entwickelt worden war. Die Serienproduktion lief (mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Arbeitsfront) schon vor Kriegsbeginn an, wurde aber angesichts des militärischen Pkw-Bedarfes nicht mehr an private Käufer ausgeliefert. Auch ich bekam als gutbezahlter Korrespondent des Berliner Scherl-Verlages im spanischen Bürgerkrieg den von mir bestellten VW nicht, wohl aber die bereits geleistete Anzahlung zurück, die ich zum Erwerb eines Fiat „Topolino" verwendete. Ich hatte nicht viel davon, weil ich schon im August 1939 zu einer Propagandakompanie des Heeres eingezogen und im Laufe des Krieges vom zivilen Kleinstwagen auf Panzer III und IV umgeschult wurde.

Der Volkswagen und die Reichsautobahnen, über deren Beton seine Räder damals zu rollen begannen, waren zwei der vielen Hebel, die zur Behebung der Arbeitslosigkeit mit aller Energie angesetzt wurden. Die Beseitigung dieses „Krebsschadens am deutschen Volkskörper" (und nicht die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, wie heute von vielen behauptet, ja geglaubt wird) war das vordringliche Ziel der Regierung, die die SA am 30. Januar 1933 führend mit ermöglicht hatte, wie Hitler in seinem zitierten Brief an Röhm feststellte. Je mehr der unerträgliche Druck von mehr als sechs Millionen Arbeitslosen sank, um so höher stieg das Stimmungsbarometer der alten und neuen SA-Männer. Das Gerede von der „zweiten Revolution" verstummte nach und nach. Sechs Millionen dem Elend preisgegebener Menschen weniger – das schlug zu Buche.

14. Kapitel

Ein Reich ohne Hitler?

Diese wahrlich fragwürdige „absurditas" der Zeitgeschichte stammt – ohne Fragezeichen – aus einem Buchtitel, der 60 Jahre nach der Geburt des Dritten Reiches mit Unterstützung des Bundesarchivs in Koblenz, des „Document Center" in Berlin und des Instituts für Zeitgeschichte in München 1993 erschien: „Geheimakte Gerlich/Bell"[48]

Fritz Gerlich (Jahrgang 1883) hatte seine journalistische Tätigkeit in der Werbeabteilung von „Kathreiners Kaffee-Ersatz" begonnen, die alles andere als ein Startplatz für einen Höhenflug im Reich der Presse war. Während der kurzen bolschewistischen Terrorherrschaft in München war er mit der sozialdemokratischen Regierung Hoffmann nach Bamberg geflohen und unterstützte von dort aus die Machtergreifung des bayerischen Separatisten Gustav Ritter von Kahr als Generalstaatskommissar in München. Politisch war das noch nicht einmal ein Ersatz wie der Kaffee, bei dem Gerlich seine bescheidene Laufbahn begann. Mit

seinem nur wenig gelesenen Wochenblatt „Der gerade Weg" versuchte er lediglich, den Aufstieg Adolf Hitlers zur Macht zu verhindern.

Am Tag ihres sensationellen Wahlsieges (31. Juli 1932), der die NSDAP mit 230 Mandaten zur stärksten Fraktion des Reichstages machte, hatte das Gerlich-Blatt noch verkündet: „Der Nationalsozialismus ist eine Pest." Kein halbes Jahr später war Hitler Reichskanzler. Was die deutschnationale „München-Augsburger Abendzeitung" am 9. August 1932 gefordert hatte, erfüllte sich. Das Blatt hatte festgestellt: „‚Der gerade Weg' ist eine Giftschlange, der der Kopf zertreten werden muß." Ihre letzte Ausgabe erschien am 8. März 1933. Fünf Tage später wurde Goebbels Reichspropagandaminister. Er hatte keinen Ärger mehr mit dem „Geraden Weg", der sich als politischer Holzweg erwiesen hatte.

Dem Herausgeber und Leitartikler geschah zunächst nichts. Ein wichtiger Lieferant des von ihm bisher verspritzten Giftes war ein gewisser, etwas undurchsichtiger Georg Bell, von dem nur so viel bekannt ist, daß er im Dienst des britischen Geheimdienstes stand. 1898 als Sohn einer wohlhabenden bürgerlichen Familie in Nürnberg geboren, verdankte er seinen englischen Familiennamen einem Vorfahren aus Schottland. Zunächst nahm er als blutjunger Dienstpflichtiger am Ersten Weltkrieg teil, ließ sich danach von der das Hakenkreuz an den Stahlhelmen tragenden, für Adolf Hitler kämpfenden Marinebrigade Ehrhardt begeistern und trat der ebenso „verzierten" NSDAP mit der relativ niedrigen Mitgliedsnummer 290.055 bei. Damals schon lernte er auf dem äußersten rechten Flügel des Parteienspektrums der jungen Weimarer Republik den Heeres-Hauptmann und Parteigenossen Ernst Röhm kennen, dem er jedoch als dem „Maschinengewehr-König Bayerns" lediglich militärische Bedeutung beimaß. Fast zehn Jahre später traf er den damals gerade von Adolf Hitler aus Bolivien zurückgerufenen Röhm auf einer Straße Münchens wie-

der. Die beiden sahen sich seit diesem Novembertag des Jahres 1930 häufiger.

Es ist kein Geheimnis, daß Röhm von dem Gefreiten Hitler in ihrer gemeinsamen Nachkriegskampfzeit wiederholt als von dem „Trommler" gesprochen hat, dessen Dienste als solcher für die junge Partei äußerst wertvoll seien, aber durch seine – Röhms – politische Autorität ergänzt und zu voller Wirkung gebracht werden müßten. Einer der Verfasser des bereits erwähnten Buches über die „Geheimakte Gerlich/Bell" verbürgt sich in einem anderen Buch („Hitler und seine Hintermänner") für einen Ausspruch Röhms aus dem Jahr 1922, in dem er Hitlers „zweifellos große Stoßkraft" lobt, aber behauptet, er reise „mit leichtem Gepäck" und sein Weitblick reiche „nicht über die Grenzen Deutschlands hinaus. Wir werden ihn rechtzeitig beiseite stellen."[49] Röhm schloß mit Bell, über dessen Kontakte zum westlichen Ausland, insbesondere England, er voll unterrichtet war, einen regelrechten Vertrag. Das geschah in Röhms damaliger Wohnung in Münchens Hohenzollernstraße Nr. 110, am 21. April 1931 um 15 Uhr, im Beisein des persönlichen Adjutanten Röhms, SA-Oberführer Dr. Karl Léon Graf Du Moulin-Eckart. Bells Aufgaben wurden genau umrissen und seine Bezüge ebenso festgesetzt: ein bescheidenes Monatsgehalt von 350 Reichsmark und Erstattung seiner Auslagen, Fahrgelder und sonstiger Spesen. Die Abmachungen wurden durch Handschlag und Ehrenwort besiegelt. Röhm soll dabei gesagt haben: „Es muß Ihnen ... klar sein, daß wir damit auf Gedeih und Verderb zusammenhalten müssen." „Er betonte", fuhr Bell in seiner diesbezüglichen Bekundung fort, „daß ich mit ihm stehe und falle." Sie fielen alle beide.

Schon wenige Tage vor Abschluß dieses Vertrages hatte Röhm an seinen anglophilen Partner einen Brief geschrieben, der sich – mit Datum vom 15. April 1931 – in den Röhm-Akten des Document Center in Berlin unter der Kennummer 403/SA befindet.

Unter Bezugnahme auf eine bevorstehende Auslandsreise des mit „Mein lieber Bell" vertraulich angeredeten Agenten wird dieser aufgefordert: „Sie müssen etwas für mich ... tun." Er könne dabei „ruhig als unser Vertrauensmann auftreten". Denn, so heißt es weiter: „Wir legen größten Wert darauf, daß England ... die Wahrheit über uns erfährt."

Welches außenpolitische Konzept Agent Bell in London (aber auch in Paris) im Namen Röhms vertreten sollte, ließ dieser ihm durch seinen persönlichen Adjutanten, den Grafen Du Moulin-Eckart, in Gestalt eines Exposés von neun Seiten übermitteln. Das Besondere dieses politischen Dokumentes ist, daß auf keiner seiner neun Seiten der Name Adolf Hitler erscheint. Das Exposé beschrieb folgende Positionen:

– Die SA ist „im Sinne einer militärischen Truppe überhaupt nicht anzusprechen".

– Die SA ist also „keine kommende Revanchearmee oder ähnliches", sondern habe „lediglich den Zweck des Parteischutzes und der Sicherung der Parteiarbeit und Propaganda".

– Röhm gehe es vielmehr um einen „Ausgleich in Europa". Eine „Anlehnung an die Sowjetunion" lehne er im Gegensatz zum Außenministerium und zum Reichswehrministerium der Weimarer Republik ab. Sein „außenpolitisches Ziel" sei die „Stärkung Europas". Er halte es deshalb „nicht nur für Deutschland, sondern auch im Interesse Europas für eine ‚conditio sine qua non', daß sich die europäischen Staaten in bestimmter Form zusammenschließen."

– Er sei der Ansicht, daß dabei „Deutschland das mächtigste Land darstellt". Deshalb sei „der ideale Partner für ein mächtiges Deutschland das Britische Reich".

– Der Gedanke einer Verbindung der größten Seemacht und der heute immer noch größten Landmacht Europas, ja der Erde, würde genügen, um „das Vorteilhafte einer Verbindung zu erweisen".

Mit den Worten: „Die Stabilisierung der Erde würde gesichert“, schloß das wahrlich vielversprechende Dokument, das der eben zum Stabschef der SA ernannte Röhm dem britischen Agenten Georg Bell in die Hände legen ließ. Sein Inhalt deckte sich z. T. fast wörtlich mit Adolf Hitlers außenpolitischem Konzept, das er Röhm vor seinem Dienstantritt am 5. Januar 1931 so eingehend wie möglich erläutert hatte.

Die SA hatte keinen Mangel an Mitgliedern, die bereit waren, ihre ganze Kraft, ja, auch ihr Leben für die neuen Ideen des Nationalsozialismus einzusetzen. Was ihr völlig fehlte, war Geld. Die Zuwendungen aus der Kasse des NSDAP-Reichsschatzmeisters Franz Xaver Schwarz (1947 in einem der amerikanischen Internierungslager auf deutschem Boden verhungert) waren mehr als kümmerlich. Im ersten Vierteljahresbericht 1931 der SA-Führung heißt es schlicht und zutreffend: „Die SA kann finanziell einfach nicht mehr weiter.“ Das war keineswegs übertrieben. Im bereits erwähnten Document Center befindet sich unter dem Aktenzeichen 403/SA-Röhm eine Verfügung des neuen Stabschefs vom 9. Juni 1931 mit den Worten: „Die gespannte finanzielle Lage zwingt zu sofortigen durchgreifenden Maßnahmen.“ Bell versprach, dieser Finanzmisere abzuhelfen.

Mit Bell verfolgte Röhm jedoch noch weiterreichende Pläne. Er beabsichtigte, die politische Führung der NSDAP auszuschalten und sie mit Hilfe der SA selbst auszuüben. Zum einen war er davon überzeugt, daß er fähiger als Adolf Hitler sei, zum anderen sah er auch dessen nächste Mitarbeiter als Versager an. Daher wollte er die SA personell und materiell auf eine Machtübernahme in der NSDAP vorbereiten und schuf deshalb in seinem Stab Abteilungen für alle möglichen Aufgaben, die mit den Pflichten einer Schutzorganisation nichts zu tun hatten.

Später beschrieb Bell nach der Darstellung des Historikers Nikolaus von Preradovich[50] die ihm von Röhm erteilten Weisungen so: „Meine Aufgaben erstreckten sich auf Grund des Röhmschen

Planes, die SA so vollkommen auszubauen, daß sie unabhängig von der Partei existieren könne und praktisch die Partei darstelle, um die Politiker, die Röhm nur als Demagogen bezeichnete, auszuschalten." Dazu sollten gehören:

1) Aufstellung und Ausbau eines großen Nachrichtendienstes der SA im In- und Ausland.

2) Errichtung einer eigenen Pressestelle für die SA mit Einführung einer eigenen Zeitung („Der SA-Mann").

3) Errichtung einer Propagandastelle für Röhm persönlich und die SA (Ausland und Inland).

4) Beschaffung von Geld für diese Zwecke bzw. Umleitung der bisher aus der Industrie an die Politiker der Partei geflossenen Mittel an die SA.

Bell bemühte sich auch im Ausland um Geld. Im Mai 1931 unterbreitete er Röhm aus Kreisen englischer und französischer Finanziers, die Einfluß auf die NSDAP zu nehmen versuchten, das Angebot unbeschränkten Kredits unter vier Bedingungen:

„1) Er muß sich innerhalb 2-3 Monaten in der NSDAP an die Spitze setzen [,]

2) die Presse der NSDAP unter englischen Einfluß bringen [,]

3) ein außenpolitisches Büro gründen, dessen Tendenz noch festzulegen ist [,]

4) ein militärisches Büro, das die wehrpolitischen Fragen in einem noch zu erörternden Sinne behandelt. Ich habe Röhm darüber ausführlich berichtet."

Als Ergebnis dieser Unterredung hielt Bell fest: „Am 29. Mai 1931 habe ich dann nach persönlicher Rücksprache Paris und London verständigt, daß Röhm die Bedingungen annimmt und versuchen wird, sie zu erfüllen." Der Stabschef der SA mußte demgemäß eine eigenartige Auffassung von Loyalität haben.

Eine weitere Finanzierung Röhms erhielt Bell von dem Erdölmagnaten Sir Henry Deterding in Aussicht gestellt. Der deutschfreundliche und vor allem entschlossen antikommunistische

Holländer, der 1907 seine Royal-Dutch-Petroleum-Company mit der britischen Shell zum Royal-Dutch-Shell-Konzern vereinigt hatte, 1920 vom britischen Monarchen geadelt und mit der englischen Staatsbürgerschaft geehrt worden war, hatte durch die bolschewistische Revolution seine Erdölfelder im Kaukasus verloren und war verständlicherweise auf die Sowjetunion nicht gut zu sprechen. Als Gegenleistung für die finanzielle Unterstützung der SA sollte Röhm zusagen, daß Deterding nach einer nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland als Erdöllieferant bevorzugt werde. Verwirklicht wurde diese Vereinbarung jedoch nicht.

Um Röhm innerhalb der NSDAP freie Hand zu verschaffen, wurde 1931 in seiner Umgebung der Plan entworfen, Adolf Hitler durch einen Pistolenanschlag zu ermorden. Durch Los wurde als Attentäter Julius Uhl bestimmt, Referent in der Obersten SA-Führung im Range eines Sturmbannführers und wenig später Kommandeur von Röhms Stabswache. Darüber war auch Bell informiert. Zur Durchführung des Anschlags kam es jedoch nicht, weil das Vorhaben gerüchteweise bekannt und innerhalb der NSDAP, zunächst jedoch ohne Ergebnis, untersucht wurde.

Da Bell die von Röhm gewünschten Gelder aber nicht beschaffen konnte, zudem nur unzureichend bezahlt wurde und seine Auslagen nicht ersetzt erhielt, trat er am 8. Oktober 1932 aus der NSDAP aus und hinterbrachte Gerlich von diesem Zeitpunkt an vertrauliche Informationen, die der publizistischen Bekämpfung der Nationalsozialisten in der Zeitung „Der gerade Weg" dienen sollten.

Nach der Machtübernahme der NSDAP in Deutschland verbarg sich Bell in Tirol. Röhm wollte ihn in die Hand bekommen, um einen gefährlichen Mitwisser der Pläne zur Ermordung Adolf Hitlers auszuschalten. Auf der anderen Seite ließ ihn SS-Standartenführer Reinhard Heydrich von der Polizeidirektion München suchen, um durch die Vernehmung Bells die aus dem

Jahr 1931 stammenden Gerüchte über das vorgesehene Attentat aufzuklären. Als Bells Aufenthaltsort in Tirol ermittelt worden war und ihn ein Kommando der SS und der Kriminalpolizei nach München holen sollte, schloß sich Julius Uhl den Fahrzeugen unaufgefordert an. Nach längerer Unterredung in seiner Pension erklärte sich Bell gegenüber dem Kommando zur Rückkehr nach Deutschland und zur Aussage vor der Polizei bereit. In diesem Augenblick erschoß ihn Uhl ohne Vorwarnung und verhinderte dadurch, daß der geplante Anschlag auf Adolf Hitler zu diesem Zeitpunkt aufgeklärt werden konnte.

Röhm konnte seine Absicht, Adolf Hitler durch die SA-Führung zu ersetzen, ihn „beiseite zu stellen" und somit ein „Reich ohne Hitler" zu schaffen, vor 1933 also nicht verwirklichen. Und auch Gerlich und Bell verhinderten die Machtübernahme der NSDAP am 30. Januar 1933 nicht.

15. Kapitel

„... den werde ich zerschlagen"

Am 7. Juni 1934 war vom Presseamt der Obersten SA-Führung über das amtliche Nachrichtenbüro DNB bekanntgegeben worden, daß „Reichsminister Röhm" auf ärztliche Empfehlung einen „mehrwöchigen Krankheitsurlaub" angetreten habe.[51]

Einen Tag später meldete sich dann der Stabschef, „um allen Mißdeutungen ... von vornherein vorzubeugen", mit einem eigenen Befehl selbst zu Wort. Er mache jetzt eine Kur, um eine schmerzhafte Nervenerkrankung zu heilen. Seine SA werde zum Teil schon im Juni, ihre Masse im Juli auf Urlaub geschickt, denn: „Das Jahr 1934 wird die Vollkraft der Kämpfer der SA erheischen." Und er drohte: Es gebe „Feinde der SA", die hofften, diese würde nach dem Urlaub „nicht mehr oder nur zum Teil wieder einrücken". Man solle ihnen „diese kurze Hoffnungsfreude" lassen, ihnen aber zu gegebener Zeit „darauf eine gebührende Antwort" erteilen. Dann folgte der Satz: „Die SA ist und bleibt

das Schicksal Deutschlands.“ Er unterschrieb: „Der Stabschef Röhm.“[52]

Vier Tage vor diesem Befehl, mit dem er die SA in den Urlaub schickte, hatte Röhm in der Reichskanzlei eine fünfstündige Aussprache mit Adolf Hitler. Sie erfolgte unter vier Augen, also ohne irgendwelche Zeugen. Dabei ging es um die von Röhm verfolgten politischen Ziele.

Röhm hatte nach der nationalsozialistischen Machtübernahme erhebliche personelle Veränderungen in Deutschland erwartet, vor allem die Ablösung der „Bonzen, Spießer und Reaktionäre“ innerhalb wie außerhalb der NSDAP sowie die Besetzung der dadurch freigewordenen Stellen durch SA-Männer und Anhänger eines von ihm erstrebten, jedoch nicht näher beschriebenen „nationalen Sozialismus“. Das erklärte er bereits im Frühjahr 1933: „Ein gewaltiger Sieg ist errungen – nicht der Sieg schlechthin. Nicht der Tatsachenverlauf vom 30. Januar bis 31. März 1933 stellt Sinn und Wesen der deutschen nationalsozialistischen Revolution dar. Wer nur Weggenosse sein wollte bei flammenden Fackelzügen und imposanten Aufmärschen, bei rasselnden Trommeln und dröhnenden Pauken, bei schmetternden Fanfaren und unter wehenden Standarten und Fahnen und nun glaubt, die deutsche Revolution mitgemacht zu haben, der gehe heim; er verwechselt die ‚nationale Erhebung‘ mit der deutschen Revolution. Darum sei jenen, die ‚Parteigenossen oder gleichgeschaltet‘ sind, sich hurtig und beflissen in die Sessel des neuen Deutschland gesetzt haben oder von früher darin sitzen geblieben sind, und die nun meinen, es sei doch alles in schönster Ordnung, und mit der Revolution müsse nun endlich einmal Ruhe sein, ganz kalt und leidenschaftslos gesagt: Dieses Ziel ist noch lange nicht erreicht, und solange das wirkliche nationalsozialistische Deutschland noch der Erfüllung harrt, hört der erbitterte, leidenschaftliche Kampf der SA und SS nicht auf. Deshalb werden SA und SS nicht dulden, daß die deutsche Revolution einschläft oder auf

halbem Weg von den Nichtkämpfern verraten wird ... Wenn Spießerseelen meinen, daß es genüge, wenn der Staatsapparat ein anderes Vorzeichen erhalten hat, daß die nationale Revolution schon zu lange dauert, so pflichten wir ihnen hierin ausnahmsweise gern bei; es ist in der Tat hohe Zeit, daß die nationale Revolution aufhört und daraus die nationalsozialistische wird. Ob es ihnen paßt oder nicht, wir werden unseren Kampf weiterführen. Wenn sie endlich begreifen, um was es geht, mit ihnen, wenn sie nicht wollen, ohne sie, und wenn es sein müßte, gegen sie.“[53]

Wenig später drohte er: „In einer unbegreiflichen Milde hat das neue Regiment in Deutschland bei der Machtübernahme mit den Trägern und Handlangern des alten und noch älteren Systems nicht rücksichtslos aufgeräumt.“[54] Und verschwinden sollten auch die politischen Leiter der NSDAP: „Die Leute waren notwendig, um die Entscheidung herbeizuführen, jetzt sind sie eine Belastung. Wir müssen sie bald loswerden. Erst dann kann die richtige Revolution beginnen.“ Das Ergebnis dieser richtigen oder „zweiten“ Revolution sollte ein „SA-Staat“ sein. Der Kampf gegen „Bonzokratie, gegen Bürokraten, Schwätzer und Spießer“ entsprach jedoch auch Röhms Naturell. Er unterschied zwischen „Menschen, die Putsche machen, und solchen, die keine machen“, und er ließ keinen Zweifel daran, zu welcher Kategorie er sich selbst rechnete.

Als auch für ihn persönlich wichtigstes Ziel strebte Röhm jedoch die Verschmelzung von SA und Reichswehr zu einem Milizverband unter seiner Führung an. Von diesem nationalsozialistischen Volksheer versprach er sich eine besondere Schlagkraft. Kommandiert werden sollte die Truppe von hohen SA-Führern, deren unzureichende militärische Ausbildung er aber nicht als Hindernis ansah: „Ich werde jedem der von mir eingesetzten SA-Führer einen besonders tüchtigen Generalstabschef zur Seite stellen.“[55]

Röhms Pläne richteten sich somit gegen die Fachleute aus Verwaltung und Industrie, die schon viel zur Überwindung der Wirtschaftskrise beigetragen hatten und deren Ausschaltung das schon Erreichte stark gefährden mußte. Sie richteten sich auch gegen die Hoheitsträger der NSDAP und gegen das Offizierskorps. Adolf Hitler lehnte diese Forderungen deshalb entschieden ab, erklärte im Gegensatz zu Röhm das Ende der Revolution und ließ an den rebellierenden Teil der SA scharfe Warnungen richten. Insbesondere betonte er, Deutschland brauche für die Zukunft eine von Berufssoldaten geführte Wehrmacht auf der Grundlage der Allgemeinen Wehrpflicht, da nur kurzfristig ausgebildete Milizsoldaten den Anforderungen eines modernen Krieges nicht gewachsen seien. Eine Wehrordnung, wie sie die Schweiz besaß, mochte dort angesichts idealer geographischer Verteidigungsmöglichkeiten ausreichend sein, mußte sich aber für Deutschland mit seinen nach allen Seiten offenen Grenzen und ausdehnungsbegierigen Nachbarn im Ernstfall als katastrophal erweisen. Adolf Hitler hatte die Idee einer Volksmiliz deshalb mit den Worten zurückgewiesen: „Es ist mein fester Entschluß: Das Heer der Zukunft wird ein motorisiertes sein. Wer mir bei dieser meiner historischen Aufgabe in den Arm fällt, den werde ich zerschlagen.“ Oberbefehlshaber der Reichswehr war zudem Generalfeldmarschall von Hindenburg in seiner Eigenschaft als Reichspräsident, der Röhms Pläne auf das schärfste zurückwies und dem Adolf Hitler auch die Unantastbarkeit der Armee und ihrer Struktur zugesichert hatte. In einem Schreiben an Röhm zum Jahresende 1933 war von ihm auch folgende Aufgabenteilung festgelegt worden: „Wenn das Heer den Schutz der Nation nach außen garantieren soll, dann ist es die Aufgabe der SA, den Sieg der nationalsozialistischen Revolution, den Bestand des nationalsozialistischen Staates im Innern zu sichern.“[56] Röhm durfte sich demgemäß nicht in militärische Belange einmischen und mußte am 28. Februar 1934 eine Vereinbarung unterzeich-

nen, nach der die Reichswehr für die Landesverteidigung zuständig war, die SA lediglich für eine vor- und nachmilitärische Ausbildung nach den Richtlinien des Reichswehrministeriums.

Röhm machte jedoch sofort deutlich, was er von dieser Vereinbarung hielt. Zu anderen SA-Führern sagte er: „Das ist ein neuer Vertrag von Versailles.“ „Hitler! Wenn man sich nur von diesem Mann befreien könnte.“ Und zur Aufforderung Adolf Hitlers, Reichswehr und SA sollten es nicht zu Streitigkeiten kommen lassen, sagte er: „Was der lächerliche Gefreite erklärte, gilt nicht für uns. Hitler ist treulos und muß mindestens auf Urlaub. Wenn nicht mit, so werden wir die Sache ohne Hitler machen.“[57] Was nach diesem „mindestens“ noch kommen sollte, sagte er nicht. Aber in der Art, wie er 1931 die geplante Entmachtung Adolf Hitlers hinter Loyalitätserklärungen verbarg, so gab er auch 1934 Treuebekenntnisse ab, während er gleichzeitig „die Sache ohne Hitler machen“ wollte. Beispielsweise erklärte Röhm in seinem traditionellen Tagesbefehl zu Hitlers Geburtstag am 20. April 1934, „der Oberste SA-Führer Adolf Hitler“ habe das zweitausend Jahre alte Sehnen der Deutschen verwirklicht: „Das über Standes-, Klassen- und Konfessionsgegensätze hinaus gewachsene einige Volk im einigen Reich.“ Und er erneuerte sein Gelöbnis und das seiner „braunen und schwarzen Bataillone der SA“ und SS an Adolf Hitler, „in unwandelbarer Treue und niemals wankendem Gehorsam seine Wege zu gehen“.

Seine Forderungen nach einer zweiten Revolution erhob Röhm ab Frühjahr 1934 immer ultimativer und in drohender Form, obwohl Adolf Hitler ihm scharf widersprach und öffentlich drohte: „Wer immer sich gegen die Autorität des Staates erhebt, wird streng bestraft, welche Stellung er auch einnehmen möge.“[58] Noch kurz vor dem 30. Juni 1934 warnte Rudolf Heß in einer Rundfunksendung: „Der Befehl des Führers, dem wir Treue schworen, allein hat Geltung. Wehe dem, der die Treue bricht, im Glauben, durch eine Revolte der Revolution dienen zu können.

Armselig, die da glauben, auserwählt zu sein, durch agitatorisches Handeln von unten dem Führer revolutionär helfen zu müssen. Adolf Hitler ist Revolutionär größten Stils ... Er braucht keine Krücken ... Wehe dem, der plump zwischen die feinen Fäden seiner strategischen Pläne hineintrampelt im Wahne, es schneller machen zu können. Er ist ein Feind der Revolution – auch wenn er im besten Glauben handelt ... Was ist näherliegend, als daß die Gegner des heutigen Deutschlands versuchen, es mit den gleichen Methoden zu bekämpfen und unter dem Namen einer ‚zweiten Revolution‘ eine Revolte gegen die nationalsozialistische Revolution inszenieren möchten.“ Und Hermann Göring erklärte am nächsten Tag nicht minder deutlich: „Sollte eines Tages das Maß voll sein, dann schlage ich zu.“ Er sprach weiter von dem Vertrauen, das die junge nationalsozialistische Regierung schon im deutschen Volk errungen hatte, und fuhr fort: „Wer gegen dieses Vertrauen sündigt, hat sich um seinen Kopf gebracht.“ Trotzdem demonstrierten und bewaffneten sich Teile der SA, und nicht wenige ihrer Führer sprachen davon, daß man die eigenen Ziele notfalls auch mit Gewalt durchsetzen müsse. Bald war nicht mehr zu unterscheiden, ob von ihnen lediglich Druck ausgeübt oder auch schon eine bewaffnete Auseinandersetzung vorbereitet wurde. Röhms Agitation fiel vor allem bei jenen SA-Männern auf fruchtbaren Boden, die trotz des 1933 einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwungs in Deutschland noch keinen Arbeitsplatz gefunden hatten.

Es wäre verhältnismäßig leicht gewesen, die schon vor der nationalsozialistischen Machtergreifung in die SA eingetretenen Arbeitslosen in kurzer Zeit wieder in Lohn und Brot zu bringen. Aber Röhm vergrößerte seine Organisation nach dem 30. Januar 1933 noch um so viele Mitglieder, daß sie schneller wuchs, als der Wirtschaftsaufschwung zunahm. Er verstieß damit gegen die Bestimmung, es dürfe nur der SA beitreten, wer zugleich Mitglied der NSDAP sei. Die Partei hatte jedoch im Mai 1933 eine Auf-

nahmesperre verhängt, was Röhm allerdings nicht daran hinderte, in großer Zahl auch den in die SA aufzunehmen, der nicht der NSDAP angehörte. Dabei hatte Adolf Hitler schon in „Mein Kampf“ geschrieben: „Die größte Gefahr, die einer Bewegung drohen kann, ist ein durch zu schnelle Erfolge abnorm gewachsener Mitgliederstand.“ Dadurch seien, so heißt es weiter, so viele schlechte, unwürdige, besonders aber feige Elemente in ihre Organisation gekommen, daß diese Minderwertigen ... schließlich das Übergewicht erlangen und die Bewegung nun in den Dienst ihrer eigenen Interessen zwingen.“ Für ihn ergibt sich daraus: „Es ist daher sehr notwendig, daß eine Bewegung aus reinem Selbsterhaltungstrieb heraus, sowie sich der Erfolg auf ihre Seite stellt, sofort die Mitgliederaufnahme sperrt ... Sie wird dadurch den Kern der Bewegung frisch und gesund ... erhalten ... Sie muß dafür sorgen, daß dann ausschließlich dieser Kern allein die Bewegung weiter leitet ... und als Inhaberin der Macht die Handlungen vornimmt, die zur praktischen Verwirklichung ihrer Ideen notwendig sind.“ „Alle großen Bewegungen, seien sie religiöser oder politischer Natur“, so schließt dieser Absatz, hätten „ihre Erfolge nur der Erkenntnis und Anwendung dieser Grundsätze zuzuschreiben“.[59]

Weil Röhm sich jedoch zur Durchsetzung seiner politischen und persönlichen Pläne eine mitgliederstarke Organisation schaffen wollte, setzte er sich über alle entgegenstehenden Betrachtungen und Bestimmungen hinweg. Daher konnten auch manche Einheiten des Rotfrontkämpferbundes geschlossen zur SA überwechseln. Man nannte diese Formationen „Beefsteak-Stürme“: außen braun, innen rot! Und viele dieser neuen Mitmarschierer lösten sich von ihrer linksgerichteten Vergangenheit nicht und folgten gern Röhms Parolen von der Zweiten Revolution.

Nach der Weimarer Reichsverfassung ernannte und entließ der Reichspräsident den Reichskanzler und dessen Minister, er konn-

te auch den Staatsnotstand verkünden und der Reichswehr die vollziehende Gewalt übertragen. Bis zum Tode von Hindenburgs am 2. August 1934 mußte Adolf Hitler also jederzeit mit seiner Entlassung rechnen, falls seine Politik vom Reichspräsidenten mißbilligt wurde. Genau das strebte aber eine Gruppe an, die Einfluß auf von Hindenburg hatte.

Ihr Wortführer war der Vizekanzler Franz von Papen, der 1933 entscheidend zur Machtübernahme der NSDAP in der Erwartung beigetragen hatte, er könne zusammen mit einer nicht-nationalsozialistischen Mehrheit in der Reichsregierung die Politik des Dritten Reiches bestimmen. Als sich dieser Plan als unrealisierbar herausgestellt hatte, strebten er und einige seiner Mitarbeiter die Entmachtung der NSDAP durch Verkündung des Staatsnotstandes an, wozu sie von Hindenburg veranlassen wollten. Als Argument sollten die Pläne Röhms sowie das vielfach von ihm geduldete undisziplinierte Verhalten von SA-Männern dienen. Eile schien ihnen geboten, da von Hindenburgs bevorstehender Tod sich im Frühjahr 1934 immer deutlicher abzeichnete.

In Kenntnis dieser Absichten versuchten Hitler und vor allem Reichsinnenminister Frick, Heß und SA-Obergruppenführer Lutze, Röhm zu einer Mäßigung seiner Forderungen zu veranlassen. Alle Ermahnungen bewirkten jedoch nur, daß Röhm den „Feinden der SA“ immer deutlicher drohte und sich rebellische Teile seiner Organisation als von Hitler verraten bezeichneten; diese waren somit auch bereit, ihre Anliegen gegen ihn durchzusetzen. Dabei trafen sie auch Vorbereitungen für einen Kampf gegen die Reichswehr und lösten dadurch Abwehrmaßnahmen in den Kasernen aus. Angesichts der von Tag zu Tag zunehmenden Spannungen, Gerüchte und Verdächtigungen bereiteten sich sowohl die SA als auch ihre Gegner auf schwerste Auseinandersetzungen vor.

Da die Masse der SA am 1. Juli 1934 einen vierwöchigen Urlaub

antreten sollte und in dieser Zeit keine Vorkommnisse zu erwarten waren, auf die sich die Verschwörer bei von Hindenburg mit ihrer Forderung nach Ausrufung des Staatsnotstandes würden berufen können, handelten sie im Sinne ihrer Ziele schon vorher. Von Papen übte am 17. Juni in einer Rede in Marburg scharfe Kritik an der NSDAP und wollte die dadurch ausgelöste Kontroverse zu einer Beschwerde bei von Hindenburg benutzen, die zur Entlassung der Reichsregierung und zur Übertragung der vollziehenden Gewalt auf die Reichswehr führen sollte. Für seinen am 30. Juni geplanten Besuch auf von Hindenburgs ostpreußischem Gut hatten von Papens Mitarbeiter ein umfangreiches Dossier mit Beanstandungen an der SA zusammengestellt, und sie waren davon überzeugt, daß der Vizekanzler „nicht mit leeren Händen“ nach Berlin zurückkehren werde. Die Erfolgsaussichten für diesen Schritt waren in der Tat groß, da der bereits stark gealterte Reichspräsident viele Zusammenhänge schon nicht mehr durchschaute und gleichzeitig von Papen viel Vertrauen entgegenbrachte.

Adolf Hitler mußte diese Pläne noch vor dem Besuch von Papens bei von Hindenburg durchkreuzen, aber auch handeln, weil Teile der SA sich unter dem Eindruck der Reden Röhms und anderer Führer bewaffneten, Überfälle auf Transporte der Reichswehr verübten, Schützengräben aushoben, Listen mit „SA-Feinden“ zusammenstellten, Haftraum für Festgenommene freimachten und auf den Straßen demonstrierten. Ende Juni war nicht mehr zu unterscheiden, was von diesen Vorkommnissen von Röhm und seinem Stab befohlen, ermutigt oder auch nur geduldet worden war. Da sich so ein SA-Putsch abzuzeichnen schien, aber auch weil von Papen der Vorwand für seine Forderungen nach einem Staatsnotstand unter Berufung auf die SA genommen werden sollte, war Hitler zum Eingreifen gezwungen.

Er befahl die Führungsspitze der SA für den 30. Juni zu einer Lagebesprechung in Röhms Urlaubsort Bad Wiessee, war zu die-

sem Zeitpunkt aber noch unschlüssig darüber, auf welche Weise er die Differenzen mit Röhm bereinigen sollte. Erst als er am Morgen des 30. Juni in München landete und erfuhr, daß dort wenige Stunden zuvor Teile der SA gegen ihn demonstriert hatten, zweifelte er nicht mehr an einem von Röhm befohlenen Aufstand. Zu seiner Begleitung sagte er: „Den letzten Beweis haben mir die Verräter geliefert. Heute nacht um zwei Uhr ist die SA von München alarmiert und bewaffnet vor der Feldherrnhalle aufmarschiert. Ich warte nicht bis elf Uhr, sondern handele sofort.“ Weil er also glaubte, keine Zeit mehr verlieren zu dürfen und einem SA-Putsch zuvorkommen zu müssen, fuhr er ohne Eskorte seiner Leibstandarte, lediglich in Begleitung einiger SS-Männer und Kriminalbeamter sowie von Rudolf Heß, SA-Obergruppenführer Lutze, Dr. Goebbels und einem Mitarbeiter der Gauleitung München-Oberbayern nach Bad Wiessee und verhaftete dort Röhm und sechs weitere SA-Führer. Unter ihnen befand sich auch jener Julius Uhl, der ihn 1931 hatte umbringen sollen und später Bell getötet hatte. Bei seiner Vernehmung am 30. Juni bedauerte er, daß er im Augenblick seiner Festnahme keine Pistole bei sich trug und Hitler deshalb nicht erschießen konnte. Da er vor seiner eigenen Hinrichtung noch über den früheren Attentatsplan berichtete, konnte Hitler das dem Reichstag am 13. Juli 1934 mitteilen. Die Maßnahmen in Bad Wiessee waren so wenig vorbereitet, daß für den Abtransport dem Gefangenen in das Münchener Gefängnis Stadelheim ein privater Bus genommen werden mußte. Die Anwesenheit von Goebbels in Bad Wiessee dürfte weniger ein Vertrauensbeweis als vielmehr eine Vorsichtsmaßnahme gewesen sein, da dem Gauleiter von Berlin nachgesagt wurde, bis dahin mit jedem Putsch innerhalb der Partei sympathisiert zu haben und er deshalb unter Kontrolle gehalten werden sollte.

In der Überzeugung, eine Revolte der SA verhindern zu müssen, ließ Hitler Röhm und einige ihm nahestehende SA-Führer

erschießen. Vor dem Reichstag bezeichnete er das als die bittersten Entschlüsse seines Lebens. Da er am 30. Juni gleichzeitig von Papen unter Hausarrest stellen ließ, unterblieb auch die vorgesehene Intervention bei von Hindenburg. Erschossen wurden auch einige Mitarbeiter von Papens, darunter Edgar Julius Jung, der die von von Papen in Marburg verlesene Rede verfaßt hatte, vorher auch schon einmal einen Pistolenanschlag auf Adolf Hitler ausführen wollte und davon nur deshalb Abstand nahm, weil er anschließend selbst Reichskanzler werden wollte. Der Philosoph Leopold Ziegler hatte ihn davon überzeugt, daß man nicht morden dürfe, wenn man danach das Deutsche Reich regieren wolle. Daher konzentrierte sich Jung auf die Entmachtung Hitlers durch die Erklärung des Staatsnotstands. Von Papen selbst trat als Vizekanzler zurück und ging wenige Wochen später als deutscher Botschafter nach Wien.

Nachträglich stellte sich heraus, daß Röhm am 30. Juni 1934 keinen Putsch auslösen wollte, sondern daß nur als eine von ihm zentral gesteuerte Aktion mißverstanden wurde, was SA-Männer von sich aus an zahlreichen Orten in Deutschland in dem Glauben unternommen hatten, im Sinne von Röhms Absichten zu handeln. Dieser jedoch hatte eine „gebührende Antwort“ an die „Feinde der SA“ erst für einen späteren Termin ins Auge gefaßt, ohne indessen auch nur im mindesten auf seine Pläne zu verzichten. So hatte er zwar alle Voraussetzungen für die Auseinandersetzung am 30. Juni 1934 geschaffen und verschuldet, aber es ist an diesem Tag kein Röhm-Putsch, sondern ein von Papen-Putsch verhindert worden. Hätte der Vizekanzler nicht vorsätzlich Konflikte geschürt und zur Durchsetzung seiner Ziele benutzen wollen, hätten sich die von Röhm verursachten Probleme vermutlich auch auf andere Weise lösen lassen. Mit dem Tod von Hindenburgs am 2. August 1934 kamen eine Ausrufung des Staatsnotstandes und die Übertragung der vollziehenden Gewalt auf die Reichswehr nicht mehr in Betracht, und Adolf

Hitler hätte danach ohne diese Gefahr den Ambitionen Röhms vermutlich ohne Gewaltanwendung begegnen können. Darüber hinaus wurden auch die noch arbeitslosen und entsprechend ungeduldigen SA-Männer in den folgenden Monaten so schnell in den Wirtschaftsprozeß eingegliedert, daß sie zur Verbesserung ihrer Situation nicht auf Röhms „zweite Revolution“ angewiesen gewesen wären. Dessen Forderungen wäre so der Boden entzogen worden.

Das Einschreiten gegen Angehörige der Obersten SA-Führung wurde in Deutschland überwiegend akzeptiert, nicht zuletzt von vielen SA-Männern, die, im Gegensatz zu einer Minderheit, Röhms Forderung nach einer zweiten Revolution ablehnten. Der Staatsapparat blieb danach von willkürlichen Eingriffen durch Röhms Kommissare und Sonderbeauftragte verschont, und die Reichswehr konnte ungestört die Wiederaufrüstung Deutschlands auf der Grundlage der Allgemeinen Wehrpflicht vorbereiten. Adolf Hitler hatte seine mehrfach gegebene und Röhm genau bekannte Zusage eingehalten, die Struktur der Reichswehr unangetastet zu lassen. Der spätere Feldmarschall von Reichenau wertete dieses Verhalten gegenüber einem französischen Journalisten wie folgt: „Der Reichskanzler hat sein Wort gehalten, als er den Versuch Röhms, die SA in die Reichswehr einzugliedern, im Keim erstickte ... Die Wehrmacht bewundert ihn wegen seines persönlichen Mutes, und ich unterstreiche die Worte, die er kürzlich gesprochen hat: ‚Die Reichswehr kann sich auf mich verlassen, wie ich mich auf sie verlasse.‘“

Dem neuernannten Stabschef der SA schrieb Adolf Hitler: „Mein lieber SA-Führer Lutze! Es ist mein Wunsch, daß die SA zu einem treuen und starken Glied der nationalsozialistischen Bewegung ausgestaltet wird. Erfüllt von Gehorsam und blinder Disziplin muß sie mithelfen, den neuen Menschen zu bilden und zu formen.“[60] Und in seiner Reichstagsrede vom 13. Juli versicherte er, die nun nicht mehr von Röhm geführte SA habe wieder

sein uneingeschränktes Vertrauen. Wenige Tage nach den Ereignissen vom 30. Juni 1934 wurde die SS eine selbständige Gliederung der NSDAP, war also nicht mehr der SA unterstellt. Von da ab ließ sich Adolf Hitler bei der Totenehrung auf den Reichsparteitagen der NSDAP beim Gang durch den Nürnberger Luitpoldhain nicht mehr allein vom Stabschef der SA, sondern auch vom Reichsführer SS Heinrich Himmler begleiten.

16. Kapitel

Schicksale von Nationalsozialisten

Ich habe bei meiner langjährigen Quellenarbeit zu diesem Buch mit mehreren ehemaligen SA-Führern im Generalsrang (Brigade-, Gruppen- und Obergruppenführer) persönlichen Kontakt gehabt, die nicht nur den 30. Juni 1934, sondern auch den Zweiten Weltkrieg und die Rachejustiz der Sieger überlebten. Ihnen verdanke ich wichtige Dokumente und viele Unterlagen zur Geschichte der SA sowie wertvolle Informationen über ihre – teilweise sehr verschiedenen – persönlichen Erlebnisse, Eindrücke und Ansichten als ehemalige Aktivisten der „Bewegung". Der letzte von ihnen, Erhard von Schmidt, starb am 27. Januar 1994, als ich bereits an diesem Buch arbeitete, im ehrwürdigen Alter von 91 Jahren. Er hatte noch als Kadett in Lichterfelde mit Stolz „des Kaisers Rock" im Ersten Weltkrieg getragen, hatte die Geburtswehen der Weimarer Republik miterlebt, in den Wirren und dem Elend der Jahre vor 1933 zur NSDAP gefunden, einen weiteren Weltkrieg durchgestanden und all dessen Folgen

für Deutschland ertragen. Dann wartete er rund vier Jahrzehnte lang, „daß sich ein anderer unbekannter SA-Mann fände, um zu erzählen, welche Triebkräfte uns zu Gefolgsleuten Hitlers machten". Er schrieb: „Unsere Generation stirbt aus. Es könnte bald zu spät sein." So überließ er mir seine Aufzeichnungen und Unterlagen, die gerade in bezug auf den 30. Juni 1934 für mich besonders wertvoll sind, weil ich diesen ja nur als „SA-Mann a.D." miterlebt hatte.

Erhard von Schmidt war schon in der Kampfzeit vor 1933 der SA beigetreten und Sprosse für Sprosse auf deren Rangleiter nach oben gestiegen. Als Oberführer hatte man ihm die Führung einer SA-Brigade in Mecklenburg anvertraut. Mit dem örtlichen Gauleiter verstand er sich gut, obwohl die beiden aus völlig verschiedenen Gesellschaftsschichten stammten. Während SA-Oberführer von Schmidt einer Familie des deutschen Briefadels angehörte, war Gauleiter Friedrich Hildebrandt der Sohn eines mecklenburgischen Landarbeiters, welchen ehrbaren Beruf er auch selbst ergriffen hatte, ehe er als Kriegsfreiwilliger und Freikorpskämpfer Anfang 1925 mit der Mitgliedsnummer 3.653 in die NSDAP eintrat, für diese in den Reichstag gewählt wurde und bei Kriegsende in US-Gefangenschaft geriet, wo er 1948 in Landsberg umgebracht wurde.

Neben diesem einfachen Sohn des Volkes, der seinen verantwortungsvollen Führungsposten als Gauleiter seiner Heimatprovinz schon 1925 nach der Neugründung der Partei erhalten hatte, begegnete von Schmidt in der SA Mecklenburgs einem leibhaftigen General des Ersten Weltkrieges, der sich als Generalstabschef der Kronprinzenarmee im Ersten Weltkrieg besondere Verdienste erworben hatte und Kommandeur des Potsdamer Regimentes Gardes du Corps gewesen war. Noch vor der Machtübernahme trat er als schon bejahrter einfacher Sturmmann den braunen Bataillonen Hitlers bei. Dieser Graf von der Schulenburg, der „wie seine fünf Söhne begeisterter Nationalso-

zialist war", gehörte, inzwischen zum Rang eines Sturmbannführers (Major) befördert, dem Stab der SA-Brigade an, die von Schmidt seit Ende 1933 in Mecklenburg zu führen hatte. Die beiden adligen SA-Führer kamen sich bei ihrer dienstlich-politischen Zusammenarbeit auch persönlich-menschlich näher, so daß von Schmidt von dem seinem Stab angehörenden General auch Einzelheiten über dessen Sohn Friedrich Werner erfuhr. Dieser stand rund ein Dutzend Jahre später im Zusammenhang mit der Revolte vom 20. Juli 1944 im Mittelpunkt einer wahren Familientragödie, wie sie mir während der damaligen Vorgänge von Goebbels geschildert wurde.

In meinen Tagebüchern, die ich während der beiden letzten Jahre des Zweiten Weltkrieges an der Seite des damaligen Reichspropagandaministers als dessen persönlicher Pressereferent führte, heißt es unter dem Datum vom 5. August 1944: „Er (Goebbels) berichtet von einer Reihe von Familientragödien, die sich im Zusammenhang mit dem Putsch zugetragen haben ... SS-Obergruppenführer Graf von der Schulenburg" (eben der ehemalige General der Kronprinzenarmee des Ersten Weltkrieges, den von Schmidt erwähnt) „richtet nach dem Attentat ein Telegramm an den Führer, in dem er ihn mit rührenden Worten zu seiner wunderbaren Rettung beglückwünscht. Er kann zu dieser Zeit nicht wissen, daß sein eigener Sohn, der letzte deutsche Botschafter in Moskau, an hervorragender Stelle an dem Komplott beteiligt ist. Wenige Tage später fällt sein zweiter Sohn in der Normandie. Die Todesanzeige [unter dem Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes] steht in derselben Nummer des ‚Völkischen Beobachters', in der die schimpfliche Ausstoßung des anderen Sohnes Schulenburg ... bekannt gegeben wird ... Wir befinden uns an der Scheide zweier Welten ..."[61]

Von Schmidt weiß ergänzend zu berichten, daß von der Schulenburg jr. nicht nur in der Diplomatie des Dritten Reiches eine glänzende Karriere machte, sondern schon zuvor im Führungs-

korps der NSDAP. Er brachte es bis zum Kreisleiter der Partei im ostpreußischen Samland, mit Sitz in Fischhausen. Seine Karriere als Amtswalter der NSDAP war eine gute Empfehlung für seine Laufbahn als Diplomat im Dienst des Dritten Reiches, in der man ihm schließlich einen so wichtigen Posten wie den eines deutschen Botschafters in Moskau anvertraute. Er versah ihn bis 1941, wirkte bei der Verschwörung vom 20. Juli 1944 mit und wurde deshalb hingerichtet. Das gleiche Schicksal ereilte seinen Neffen, Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg, der in der Widerstandsliteratur als geistiger Vater der Idee von einer „Offizierskompanie" bezeichnet wird, die Hitler verhaften und aburteilen oder – besser noch – bei Widerstand erschießen sollte.

Wir sind mit der tragischen Familiengeschichte derer von der Schulenburg den Ereignissen in der Entwicklungsgeschichte der SA etwas vorausgeeilt. Diese hatte zu Beginn des Jahres 1934 noch immer mit den Problemen ihrer plötzlich anwachsenden Mitgliederzahl auf einen Bestand von fast vier Millionen Mann zu kämpfen. Dabei passierten organisatorisch eine Reihe von Pannen, darunter auch die (an sich unbedeutende), daß in der mecklenburgischen SA-Brigade des Oberführers von Schmidt ein General und ehemaliger Generalstabschef des Kronprinzen, eben der alte Graf von der Schulenburg, seinen Dienst mit jenem subalternen Dienstgrad versah. Er wurde zur Obersten SA-Führung nach München bestellt und von dieser mit diversen Beratungsaufgaben ehrenhalber beauftragt. In dieser Position teilte er seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem erst wenig über 30 Jahre alten Oberführer von Schmidt, im Frühjahr 1934 mit, er habe möglicherweise mit einer baldigen Versetzung nach München zu rechnen. Das war für diesen insofern eine wichtige Neuigkeit, als er verlobt war und im Juli zu heiraten und sich in Schwerin häuslich einzurichten gedachte.

Von der Schulenburg hatte, so berichtete er weiter, Röhm gegenüber seine Besorgnis über eine „deutlich spürbare Entfrem-

dung zwischen dem Stabschef und Hitler" zum Ausdruck gebracht und vorgeschlagen, die Stellung eines Verbindungsoffiziers zu Hitler im Stabe Röhms zu schaffen und diese Position mit dem Oberführer von Schmidt zu besetzen.

Nur wenige Wochen vorher – es mag etwa Anfang Mai 1934 gewesen sein, erinnert sich von Schmidt – erhielt er eine „Einladung" in Gestalt eines dienstlichen Befehls zur Teilnahme an einer „Übungsreise Odenwald" in Weinheim, der malerischen Kleinstadt an der Bergstraße. Teilnehmer waren die Amtschefs der Obersten SA-Führung, die meisten Gruppenführer und einige wenige Brigadeführer, praktisch die „Crème de la crème" der SA, von denen einige den 30. Juni 1934 nicht überleben sollten. Von Schmidt nennt dabei als anwesend u. a. die Gruppenführer vom Stab der Obersten SA-Führung Schneidhuber, Ritter von Krausser, Kühme, Hühnlein, Hierl, von der Schulenburg, von Tschammer und Osten sowie den Gruppenführer München, Schmidt. Röhm benutzte die Gelegenheit – er konnte das Soldatenspielen nie lassen – zur Durchführung einer Art militärischen Planspiels im nahen Bergland. Die meisten Teilnehmer waren militärisch höchstens halbgebildet, wobei der General Graf von der Schulenburg mit seinen ungewöhnlichen Leistungen als Generalstabschef im Ersten Weltkrieg eine rühmliche Ausnahme bildete. Brigadeführer Erhard von Schmidt, der zwar noch das Kriegsende von 1918 als Kadett im 17. Lebensjahr aktiv in Uniform miterlebte, geriet jedoch in Schwierigkeiten, als Röhm ihm die Rolle des Chefs einer Minenwerfereinheit zuteilte, obwohl er eine solche Waffe noch nie in seinem Leben zu sehen, geschweige denn zu bedienen bekommen hatte. Der wahre Sinn dieser „Übungsreise" schien es zu sein, dem Stabschef Gelegenheit zu geben, die wichtigsten Männer seiner engsten Umgebung im Dienst näher kennenzulernen und im täglichen Kontakt auf die Probe zu stellen.

Die Absicht von Schmidts war eine andere. Er hatte, wie wohl

alle seine Kameraden in ähnlicher Position der SA, Kenntnis von Gerüchten über Röhms widernatürliche Sexualgewohnheiten. Wir einfachen Männer der Kampfzeit-SA hatten keine Ahnung davon. Unsere Gesprächsthemen waren andere. Unsere Führer, mit denen wir persönlich im Dienst ständig zu tun hatten, fanden wir sehr in Ordnung. In der höheren Führung mag das anders gewesen sein. Von Schmidt fuhr, wie er gestand, „mit dem heimlichen Vorsatz nach Weinheim, Röhm auf den Verdacht der Homosexualität aufmerksam zu beobachten". Er tat es und gelangte zu der Erkenntnis, „daß sich für mein Vorurteil nicht der geringste bestätigende Anhaltspunkt fand." Das galt auch, wie von Schmidt hervorhob, für so enge Mitarbeiter in Röhms Stab wie die Gruppenführer von Krausser, Schneidhuber und Schmidt, die alle zu Opfern des 30. Juni 1934 werden sollten.

Bei den Abendmahlzeiten, die als einzige des Tages gemeinsam eingenommen wurden, hatte von Schmidt seinen Platz unmittelbar neben dem Stabschef, offenbar damit ihn dieser auf seine Eignung für die Stellung eines Verbindungsoffiziers zu Hitler überprüfen konnte. Diese Untersuchung fiel offenbar positiv aus, wie ihm sein mecklenburgischer Kamerad von der Schulenburg vertraulich mitteilte. Zu einer Betrauung mit dieser Aufgabe kam es jedoch nicht mehr. Auch bei der Abschlußveranstaltung dieser merkwürdigen Generalstabsreise, die mit einem „Großen Zapfenstreich" auf der Terrasse eines Heidelberger Hotels begann und mit einem bescheidenen gemeinsamen Abendessen endete, wurde von Schmidt, seiner künftigen Stellung als Verbindungsoffizier der SA zu Adolf Hitler entsprechend, zusammen mit so wichtigen SA-Führern wie von Krausser, Schneidhuber, Graf von der Schulenburg, Schmidt und Hühnlein am Tisch des Stabschefs plaziert. Es gab sogar Sekt, aber „keine Betrunkenen", wie von Schmidt ausdrücklich feststellt. Er schließt seinen Bericht über diese bemerkenswerte Übungsreise mit der Erklärung ab, es sei dabei „weder aus dem Munde Röhms, noch von seiten eines an-

deren der hier versammelten höheren SA-Führer ein abfälliges Wort über Hitler oder gar von irgendwelchen Putschabsichten gesprochen worden." Die gab es im Mai 1934 in der Tat nicht.

Dem Mitgliedsbuch der NSDAP, das ich am 1. Mai 1931 erwarb und in jugendlichem Leichtsinn ein Jahr danach zurückgab, weil ich die Hinter- und Beweggründe für Hitlers Politik nicht kannte, war ein Geleitwort Adolf Hitlers beigegeben, das von Schmidt dankenswerterweise im Wortlaut wiedergab. Darin heißt es: „Parteigenosse, vergiß niemals ... daß Du Vertreter und Repräsentant der nationalsozialistischen Bewegung, ja unserer Weltanschauung bist.

Gib den anderen ein Vorbild von Kühnheit, Opferwilligkeit und Disziplin. Sei als Mensch fleißig, arbeits- und genügsam ...

Als Führer sei hart in Deiner eigenen Pflichterfüllung, entschlossen in der Vertretung des Notwendigen, hilfreich und gut zu Deinen Untergebenen, nie kleinlich in der Beurteilung menschlicher Schwächen, groß im Erkennen der Bedürfnisse anderer und bescheiden in Deinen eigenen! ...

Sieh im letzten Deiner Volksgenossen immer noch den Träger Deines Blutes, mit dem Dich das Schicksal auf dieser Erde unzertrennlich verbunden hat, und schätze deshalb in Deinem Volk den letzten Straßenfeger höher als den König eines fremden Landes! Vergiß nie, daß die Freiheit Deines Volkes das höchste Gut auf dieser Erde ist ... Bedenke ..., daß einen Kampf für die Freiheit niemals Klassen zu führen vermögen, sondern nur ein Volk ..."

Mit diesen Leitworten des Führers marschierten wir Jungen Anfang der dreißiger Jahre aus Not, Schande und Unterwerfung unseren großen Zielen, einer besseren Zukunft entgegen. Diese Ziele begeisterten auch einen Kameraden fürstlichen Geblütes, den ich erst im Krieg, nach meiner Kommandierung zum Stab des Reichspropagandaministers, kennenlernte. Wir verstanden uns als ehemalige Parteigenossen bestens und blieben auch nach dem Krieg noch in Verbindung. Sein voller Name war so lang,

daß er die ganze Breite eines seiner Bücher füllte, in das er mir eine Widmung schrieb: Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe. Dieser Sohn eines ehemals regierenden Fürstenhauses, den wir in der Umgebung des Ministers schlicht „Schaumprinz" oder auch nur „Prinz" und sogar „Prinzchen" (wegen seiner schmächtigen Figur) nannten, hatte zur nationalsozialistischen SA eine ganz ähnliche Einstellung wie der in dieser Hinsicht weiter oben zitierte Gruppenführer von Schmidt. Er bekannte in einem seiner Bücher, die er nach dem Krieg in Deutschland veröffentlichte: „Die Partei war eine formelle Angelegenheit, in der SA fühlte ich mich zu Hause."

Zur Partei kam dieser Prinz durch keinen anderen als Adolf Hitler selbst. Zu diesem brachte ihn der spätere Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, mit dem der damals in Bad Godesberg lebende 22jährige Prinz gesellschaftliche Kontakte hatte. Sie trafen sich – es muß im Jahre 1928 gewesen sein – in einem nicht sehr geräumigen und unzureichend möblierten Zimmer in der Münchener Schellingstraße 50, wie Prinz Friedrich Christian in aller Ausführlichkeit berichtet hat.[62]

Adolf Hitler war außerordentlich liebenswürdig und in einem stundenlangen Monolog sehr ausführlich, aber in bezug auf die Person des Prinzen doch reserviert. Immerhin war er ja Chef einer „Arbeiterpartei". Trotzdem redete er den Prinzen durchaus korrekt mit „Durchlaucht" an und erklärte, er könne sich vorstellen, „daß ich einmal für einen Monarchen Platz mache", unter der Voraussetzung, daß er erst einmal an die Macht gekommen sei. „Ich habe mir vorgenommen", sagte er nach der Darstellung des Prinzen, „meine Ziele unter allen Umständen zu erreichen – und zwar mit legalen Mitteln."[63] Er sprach sich somit gegen alle revolutionären Absichten oder Umtriebe aus, wie sie von Strasser, Stennes oder Röhm gehegt oder gar betrieben wurden.

„Dieser Mann sprach zu mir wie ein Vater zu seinem Sohn", schrieb der Prinz wörtlich und gab offen zu, er habe das sponta-

ne Gefühl empfunden, „ihm vertrauen zu müssen." Auch er war – wie später ich – besonders von Adolf Hitlers Augen beeindruckt, die einmal – bei einem Giftgas-Überfall am 14. Oktober 1918 an der Westfront – vorübergehend erblindet waren. Jetzt übten sie eine schwer zu beschreibende, ja, fast hypnotische Wirkung aus. Diese muß es gewesen sein, die den Prinzen veranlaßte, zum Abschluß seiner wenigen Worte am Ende von Adolf Hitlers ausführlicher Rede die Bitte zu äußern, ihn in seine Partei aufzunehmen. Sie wurde zu seinem Erstaunen, ja Entsetzen abgelehnt, was aber ausführlich und hinreichend begründet wurde. Er, der Aufnahmesuchende, sei Prinz eines ehemals regierenden deutschen Fürstenhauses, und er, Adolf Hitler, der Chef einer sozialistischen Arbeiterpartei. Das könne beiden Seiten Unannehmlichkeiten bringen. Er bat um Verständnis und stellte eine Revision seiner Ablehnung für nächstes Jahr in Aussicht. So schieden sie in bestem Einvernehmen. Im nächsten Jahr durfte der Prinz in die Partei eintreten. Er und seine Frau, Alexandra Gräfin zu Castell-Rüdenhausen, waren von nun an häufig, oft mehrmals in einer Woche, mindestens aber ein- bis zweimal abends bei ihm in seiner Privatwohnung, „in den Jahren 1933, 1934 und 1935 zeitweise täglich – meist ganz privat – zusammen, sehr oft von 21 Uhr bis etwa zwei Uhr morgens". Dabei lernte er auch Goebbels kennen, der ihm nach seiner Ernennung zum Reichspropagandaminister im März 1933 die Stellung als sein erster persönlicher Adjutant anbot, die dieser gern annahm und auch noch am 30. Juni 1934 ausübte.

Am Vormittag dieses für die SA so schicksalsschweren Tages saß zu Schaumburg-Lippe in seinem Büro am Wilhelmplatz und wartete auf die Rückkehr seines Ministers, der sich mit dem Führer in Bad Godesberg getroffen und ihn dann nach Bad Wiessee begleitet hatte. Da erschien bei ihm plötzlich und unangemeldet Göring. Nach kurzer förmlicher Begrüßung ging er sofort an das hohe Fenster, trommelte mit den Fingern an die Scheibe und frag-

te barschen Tones: „Wissen Sie eigentlich, was los ist?"[64] Die Frage war nicht unberechtigt, war der Prinz doch nicht nur Adjutant bei Goebbels, sondern in seiner Eigenschaft als junger SA-Sturmführer auch gleichzeitig einer der drei Adjutanten des Führers der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg, Karl Ernst. Der wollte an diesem Tag von Bremerhaven aus mit der „Europa" seine Hochzeitsreise antreten, wurde aber vorher verhaftet, nach Berlin zurückgeschafft und dort erschossen, nachdem er zum letzten Mal „Heil Hitler!" gerufen hatte, weil er bis zuletzt glaubte, es handele sich bei diesen Vorgängen um einen „Scherz" irgendwelcher hochgestellter Kameraden.

Das alles wußte der Prinz nicht, da er während seiner Kommandierung ins Propagandaministerium von jedem SA-Dienst beurlaubt war. Völlig unverständlich waren für ihn die letzten Worte Görings, die er bei dieser Gelegenheit zu hören bekam: „Der Stabschef Röhm wird heute erschossen." Er irrte, denn dessen Schicksal vollzog sich erst am 1. Juli im Gefängnis Stadelheim. Am Abend des 30. Juni, als Prinz zu Schaumburg-Lippe und seine Frau in Berlin beim Ehepaar Goebbels Adolf Hitler trafen, kämpfte dieser noch mit sich um das Schicksal seines Stabschefs, der sich geweigert hatte, die ihm mit nur einer Patrone im Lauf überlassene Pistole zu einem Selbstmord zu gebrauchen. Hitler wandte sich jetzt „ganz unvermittelt" an den Prinzen, dem er doch seit Jahren ausgesprochen freundschaftlich verbunden gewesen war, mit den wenig freundlichen Worten: „Wo sind Sie eigentlich heute gewesen?" und erwähnte das Schicksal von Ernst, dessen Hochzeitsreise ein so tragisches Ende gefunden hatte. Zu Schaumburg-Lippe erwiderte verstört, er habe „im Ministerium wie immer Dienst getan". Hitler antwortete: „Da haben Sie aber Glück gehabt." Wenn er mit Ernst zusammen „geschnappt" worden wäre, hätte er ihn „wohl kaum retten können". In seinem erwähnten Buch kommentierte der Prinz: „Diese Antwort traf mich wie ein Strahl kalten Wassers."

17. Kapitel

„Warum sind Sie am 30. Juni 1934 nicht erschossen worden?“

Diese Frage wurde – so idiotisch sie auch klingt – tatsächlich und allen Ernstes an den Führer der SA-Gruppe Nordmark, Gruppenführer Dr. Meinhard Marnitz, gerichtet, als Kiel von den Truppen des britischen Marschalls Montgomery bei Ende des Zweiten Weltkrieges besetzt wurde. Gestellt wurde sie mit vorgehaltener Pistole, also keinesfalls als Scherz, von einem deutsch sprechenden Sergeanten in britischer Uniform, wie sie von der Besatzungsmacht damals zum Zweck der Vernehmung prominenter deutscher Gefangener bevorzugt verwendet wurden. Marnitz hat mir die Episode in allen Einzelheiten geschildert, als ich ihn bei einer meiner verschiedenen Deutschlandreisen, die ich zwecks Quellenstudiums für dieses Buch von Argentinien aus machte, in Eckernförde besuchte. Er starb dort hochbetagt als allerletzter ehemaliger SA-Gruppenführer. Ihm verdanke ich wichtige Hinweise und wertvolles Material zur Geschichte der SA.

Das Licht dieser – wahrlich nicht zuerst von uns – in Unordnung gebrachten Welt erblickte Marnitz am 5. Dezember 1902 in Üxküll, im damaligen Livland, das nach dem Ersten Weltkrieg zum Teil an Lettland fiel. Er war eines der elf Kinder des protestantischen Ortsgeistlichen, der 1918 von Bolschewisten verschleppt und ermordet wurde. Der damals erst 16jährige Meinhard meldete sich freiwillig bei der Baltischen Landeswehr und kam zu deren Stoßtrupp-Begleitbatterie, die ihre Feuertaufe bei den Kämpfen am Jägelsee erlebte. Bei Kriegsende siedelte die Mutter nach Treptow an der Rega in Pommern über, wo Meinhard sein Abitur machte und sich für ein Studium des Bau-Ingenieurwesens entschied. Vorher aber verdingte er sich bei der Gutehoffnungshütte in Sterkrade als einfacher Bergarbeiter vor Ort in verschiedenen Schächten. Diese Zeit hat ihn stark beeindruckt und entscheidend geformt, wie er mir anvertraute. Er bekam einen Einblick in die Welt der „Verdammten dieser Erde“, wie die „Internationale“ der Marxisten schon vor mehr als einem Jahrhundert die Arbeiter poetisch-propagandistisch nannte. Der sich langsam formende baltische Nationalsozialist erwarb aus ureigenster Erfahrung das, was er als „Hochachtung vor der körperlichen Arbeit“ bezeichnet. Das war gewissermaßen die Vorbedingung für seine spätere Mitgliedschaft in einer deutschen Arbeiterpartei, die sich als nationalsozialistisch vorstellte. Aber jetzt mußte er erst einmal sein gewähltes Studium absolvieren. Er schloß es 1930 in Danzig mit dem Titel eines Dr. Ing. ab.

Als Volksdeutscher im Baltikum war Nationalbewußtsein für den jungen Marnitz eine Selbstverständlichkeit. Mit dem Sozialismus machte er nur im Ruhrgebiet „unter Tage“ Bekanntschaft. Beides verschmolz zu einer Einheit für ihn, als er Hitlers „Mein Kampf“ in die Hand bekam. Dessen Stil packte ihn. In schlichter Form wurden Gedanken in Worte gefaßt, die ihm und Millionen anderen bereits durch den Kopf gegangen, aber bisher noch von niemandem so einprägsam, ja mitreißend ausgedrückt worden

waren. „Volksgemeinschaft“, „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, „Blut und Boden“ – diese Begriffe und viele andere mehr wurden von ihm geschaffen und zu lebendiger Wirkung gebracht. So entschloß sich der junge Dr. Ing., der NSDAP beizutreten. Äußerer Anlaß waren die „Bergrutsch-Wahlen“ vom 14. September 1930.

Auch mich störte es damals keineswegs, daß diejenigen, die nach diesem sensationellen Wahlergebnis der NSDAP beitraten, von älteren Parteigenossen als „Septemberlinge“ bezeichnet, ja vielleicht sogar als schäbige Opportunisten angesehen wurden, die diesen Schritt erst wagten, als der Sieg bereits greifbar nahe zu sein schien, was er – nebenbei bemerkt – noch keineswegs war. Wir Jungen, die wir noch nicht einmal wahlberechtigt waren, kannten solche Sorgen nicht.

Meinen späteren Chef, den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, interessierte mein Beitrittsdatum zu SA und NSDAP nicht, als ich vom Oberkommando des Heeres im Frühjahr 1943 als sein persönlicher Pressereferent in sein Ministerium abkommandiert wurde. Aber er erkundigte sich noch bei schon nahendem Kriegsende sehr energisch und mit unheilverkündendem Blick nach meinem Austritt aus beiden Organisationen. Wäre dieser nach dem 6. November 1932 erfolgt, hätte er sich, wie er mir versicherte, sofort von mir – der ihn tagaus, tagein, bei Tag und bei Nacht, auf Reisen wie in seinen jeweiligen Wohnstätten, begleiten mußte – getrennt, weil an diesem Tag die Wahlen zum 7. Reichstag stattgefunden hatten und Adolf Hitler dabei, nach seinem kometenhaften Aufstieg von 1930, zum erstenmal einen schmerzhaften Verlust von 34 Reichstagsmandaten einstecken und befürchten mußte, daß sich dieser rapide Abstieg noch verstärken könnte. Wer damals der Partei den Rücken kehrte, meinte er, würde auch jetzt wieder desertieren, da es um Sein oder Nichtsein des Reiches ginge.

Goebbels' Interesse an meinem Parteiaustritt war so zustande

gekommen: Am 3. August 1944 fand die letzte Gauleitertagung der NSDAP statt, die stets ein wichtiges Ereignis im komplizierten Führungsapparat des Dritten Reiches war. Goebbels maß ihr in diesem Augenblick ganz besondere Bedeutung bei. Er ließ sich dabei von Adjutant Schwägermann und mir begleiten. Wie üblich fragte ich ihn, ob ich die Uniform meiner Dienststellung als Leutnant der Reserve im Kriegsberichter-Zug des Oberkommandos des Heeres oder schlichtes Zivil tragen sollte. Seinem Wunsch entsprechend zog ich einen eleganten, aber dezenten Zivilanzug an, womit ich in dem Gewimmel von braunen Uniformen auffiel – besonders dem Gauleiter von Sachsen, Martin Mutschmann (1879-1945), der mir schon bei früherer Gelegenheit mit seiner massiven Gestalt, dem Boxergesicht und dem ausgeprägten sächsischen Dialekt nicht besonders sympathisch war. Er kam in einer Sitzungspause auf mich zu und herrschte mich – ohne sich vorzustellen – an: „Parteigenosse, warum tragen Sie Ihr Parteiabzeichen nicht?“ Er bezog sich dabei auf eine vor kurzem erlassene Anweisung der Reichsleitung, die jeden Parteigenossen verpflichtete, in der Öffentlichkeit stets das Parteiabzeichen am Rockaufschlag des Zivilanzuges zu tragen, was manche Parteigenossen nicht mehr für opportun hielten. Ich antwortete dem strengen Inquisitor wahrheitsgemäß: „Weil ich keines habe, Gauleiter. Ich bin nicht Parteigenosse.“ Er fragte, sichtlich erbost, nach Namen und Dienststellung und verkündete mit vernichtendem Blick: „Ich werde mich bei Ihrem Minister beschweren.“

Er tat's. Ich hatte die Episode schon fast vergessen – es gab für uns im Ministerium damals Wichtigeres zu bedenken –, als mich der Minister beim Essen, das wir jetzt meist ohne jede weitere Begleitung gemeinsam einnahmen, darauf ansprach. „Mutschmann hat sich über Sie beschwert“, sagte Goebbels und fuhr fort: „Ich kann ihn so wenig leiden wie Sie, besonders seit ich durch eine vertrauliche Information erfuhr, daß seine Frau sich bei ihm über die immer bedrohlichere Kriegslage beschwert und ihm ge-

sagt habe: ‚Ach, Martin, wären wir doch bloß bei unseren Gardinen geblieben.‘“ (Mutschmann hatte es als gelernter Strickmeister in seiner sächsischen Heimat, ehe er – schon 1924 – deren Gauleiter wurde, zu einer eigenen, gutgehenden Spitzenfabrik gebracht.) „Für manches Mitglied unserer nationalsozialistischen Führung ist das ihm anvertraute Amt mindestens eine Nummer zu groß. Längst nicht alle von uns sind da richtig hineingewachsen. Aber trotzdem, Herr von Oven, hätten Sie sich über Mutschmann nicht derart lustig machen sollen. Ich überlege nun, wie wir das wieder in Ordnung bringen.“ Er trommelte nachdenkend ein paarmal mit den Fingern auf der Tischplatte, eine Gewohnheit, die ich als typisch für ihn kannte.

Ich benutzte die entstehende Pause, um einzuwerfen: „Herr Reichsminister, ich hatte nicht die Absicht, den Gauleiter zu kränken oder herauszufordern: Ich bin ja tatsächlich kein Parteigenosse.“

„Wie das?“ fragte er, während sich seine Gesichtszüge zu versteinern begannen.

„Ich bin 1932 aus Partei und SA ausgetreten, wie ich bei Beginn meiner Abkommandierung in Ihr Ministeramt wahrheitsgemäß auf meinem Fragebogen angegeben habe.“

„Wann genau?“ wollte Goebbels weiter wissen.

„Am 1. Mai 1932.“

Da hellte sich sein Gesicht wieder auf. „Das waren oft nicht die Schlechtesten, die damals unsere Reihen verließen“, sagte er. Er meinte den Hauptmann Stennes und dessen Putsch, die mich in die SA hinein- und auch wieder herausgebracht hatten. Wir wußten, daß Goebbels damals zwischen seiner mit uns übereinstimmenden Meinung und seiner persönlichen Treue und Verbundenheit zu Adolf Hitler zu wählen hatte. Er entschied sich – nicht nur so leichthin – für die Treue.

Wie die Angelegenheit mit Mutschmann in Ordnung gebracht wurde, ist mir nicht bekannt. Der damalige Personalchef des Mi-

nisteriums hatte den von mir wahrheitsgemäß ausgefüllten Fragebogen offenbar gar nicht gelesen, weil er es wohl für ausgeschlossen hielt, daß ihm das Oberkommando des Heeres einen Leutnant zur Dienstleistung abkommandierte, der 1932 aus Partei und SA ausgetreten war.

Zurück zu Gruppenführer Marnitz. Noch am Tage seines Parteibeitritts meldete sich der frischgebackene Parteigenosse bei dem damaligen Gaugeschäftsführer der NSDAP in Danzig, Arthur Karl Greiser (1897-1946). Dieser war noch nicht viel länger in der Partei als Marnitz, gehörte aber bereits der SS an, die damals als Bestandteil der SA formell noch dem Stabschef Röhm unterstand, aber nur wenige hundert Mitglieder unter Führung von Heinrich Himmler hatte. Ihre Aufgabe war es, für den Führer- und Rednerschutz der Partei zu sorgen. Greiser gab Marnitz den Rat, sich der SA anzuschließen, obwohl dieser bereits damit begonnen hatte, als sogenannter „Zellenobmann“ NS-Mitgliederbeiträge zu kassieren und andere subalterne Aufträge zu verrichten. Das war keine politische Betätigung, wie er sie gesucht hatte. Er folgte daher Greisers Ratschlag und fühlte sich – wie auch ich und die meisten unserer Kameraden – in der SA „wie zu Hause“.

Als Marnitz im Frühjahr 1931 zum SA-Sturmführer (im Rang eines Kompaniechefs oder Hauptmanns beim Heer) avancierte und seinen eigenen Sturm in Danzig-Langfuhr übernahm, machte ihm der damalige Gauleiter von Danzig, Albert Forster (1902-1954), den Vorschlag, zur SS hinüberzuwechseln und dabei gleich seinen ganzen Sturm mitzunehmen. Marnitz lehnte ab. Er fühlte sich – wie wohl fast alle Angehörigen der Kampfzeit-SA – als politischer Soldat, der helfen wollte, das ganze Deutschland für die Ideen Adolf Hitlers zu gewinnen. Wir faßten unsere Aufgabe als die einer Elite auf und fühlten uns den Schutzstaffeln, die ja doch nur eine Art Leibwächter-Funktion erfüllten und sich von richtigen Polizisten nur dadurch unterschieden, daß sie kei-

ne Waffen tragen durften und für die Erfüllung ihrer Pflicht nicht bezahlt wurden, moralisch haushoch überlegen. Das gab den Anlaß für folgenden Reim:

„Der Furcht so fern, dem Tod so nah:
Heil dir SA!
Dem Tod so fern und doch so keß:
Heil dir SS!“

Aber während des Zweiten Weltkrieges, als die Waffen-SS, allen voran die Leibstandarte SS Adolf Hitler, die beste deutsche Soldatentradition verkörperte und unvergänglichen Heldenruhm bei Freund und Feind erwarb, hätte niemand von uns sich erkühnt, den Spottvers aus der Kampfzeit zu zitieren.

Es war allerdings ein Führer dieser Elitetruppe, von dem ich nach dem Krieg einen solchen Spottvers über Röhm zu hören bekam. Hitler fühlte sich noch persönlich verpflichtet, Röhm in Schutz zu nehmen, als er am 3. Februar 1931 seinen Erlaß Nr. 1 für jenes Jahr herausgab. Er mußte sich darin mit „Meldungen und Anzeigen“ beschäftigen, „die sich gegen SA-Führer und -Männer richten und vor allem Angriffe wegen des Privatlebens dieser Persönlichkeiten enthalten.“

Ein solcher Angriff war der „Witz“, den mir ein Freund aus der ehemaligen Waffen-SS, ein nach dem Krieg nicht unbekannter Kabarettist, erzählte: Über Röhms Schreibtisch im Münchener Büro der Obersten SA-Führung habe ein gerahmter und gereimter Spruch folgenden Wortlautes gehangen:

„Um fünf Uhr laß die Arbeit ruhn
und freu dich auf den afternoon.“

Dazu erklärte Hitler in seinem erwähnten Erlaß, die SA sei „keine moralische Anstalt zur Erziehung von höheren Töchtern,

sondern ein Verband rauher Kämpfer. Aufgabe der Prüfung kann hier nur sein, ob der SA-Führer oder -Mann in der SA seine Dienstpflicht erfüllt oder nicht. Das Privatleben kann nur dann Gegenstand der Betrachtung sein, wenn es wesentlichen Grundsätzen der nationalsozialistischen Anschauung zuwiderläuft.“

Als Reichskanzler mußte Adolf Hitler dann alle Pläne Röhms, dessen homosexuelle Neigung inzwischen längst öffentlich bekannt war, energisch ablehnen. Seine Pläne für eine Volksmiliz waren nichts anderes als Soldatenspielerei eines ewigen Hauptmannes. Adolf Hitler dagegen mußte sich mit allen Mitteln auf einen erbarmungslosen Vernichtungskrieg gegen das Dritte Reich vorbereiten, und das so schnell wie möglich. Das war nur nach den Prinzipien und dem Vorbild der Reichswehr möglich. Röhms Vorstellungen mußten dagegen versagen.

18. Kapitel

Der Geist der SA

Am 30. Januar 1933 hatte die SA einen Bestand von etwa 300.000 Mitgliedern. Was hatte bis zur Machtübernahme Adolf Hitlers diese Masse von einigen Hunderttausend SA-Männer zusammengehalten? Der Historiker Bennecke erklärt es trefflich: „Es entspricht der historischen Wahrheit, wenn nach dem Zweiten Weltkrieg und damit dem Untergang der nationalsozialistischen Herrschaft ehemalige SA-Männer, die 1933 im Alter von 20 bis 30 Jahren standen, erklärten, ihnen hätte die Kameradschaft über die Klassen hinaus als Zeichen wahrer Volksgemeinschaft mehr imponiert als das Parteiprogramm."[65]

Das Parteiprogramm hatte ich damals nicht gelesen. Und als ich es später durchblätterte, sagte es mir nichts. Aber die Volksgemeinschaft verwirklichten wir tagtäglich in unseren Reihen. Einer meiner wichtigsten Gewährsleute bei der Abfassung dieses Buches, der Gruppenführer von Schmidt, formulierte das so: „In der Gemeinschaft der SA hatte ich staunend gelernt, zu welcher

selbstlosen Hingabe, Kameradschaft und Herzensgüte gerade die ärmsten Söhne unseres Volkes fähig sind. Nur zu oft wurde ich durch ihr Beispiel beschämt und immer von neuem angespornt, jahrelang sträflich Versäumtes an meinen Kameraden wiedergutzumachen. Erst hier in der SA habe ich mein Volk recht lieben und achten gelernt." Dieser alte Kamerad hat mir und vielen anderen Schicksalsgenossen der Kampfzeit wirklich aus dem Herzen gesprochen. Das war der Geist unserer alten SA vor 1933. Er ist mit jener Zeit vor weit mehr als einem halben Jahrhundert untergegangen.

Die SA hatte in ihrem Kampf um die materielle und nationale Unabhängigkeit ihres Landes große Opfer gebracht. Diese Zahlen sahen so aus:

		Verletzte	Tote
Bis	1930	2.000	16
im Jahr	1931	6.000	38
im Jahr	1932	10.000	78
insgesamt bis zum 30.1.1933		18.000	132

Außerdem wurden von der Justiz der Weimarer Republik 40.000 Prozesse gegen Angehörige der SA geführt, die ihnen 14.000 Jahre hinter demokratischen Gittern und 1,5 Millionen Reichsmark an Geldbußen eintrugen. Diese Angaben stammen von Jean Mabire, ohne daß er in seiner Röhm-Biographie[66] die Quellen dafür genau angibt. Die Zahlen dürften eher zu niedrig als zu hoch beziffert sein. Im Dritten Reich wurden 200 Tote der SA bis zum 30. Januar 1933 und 233 insgesamt (vor allem durch die österreichischen SA-Toten bis 1938) genannt.

Vor 1933 hatte die wichtigste und auch erfolgreich erfüllte Aufgabe der SA im Schutz der Versammlungen und Demonstrationen der NSDAP bestanden. Nach der Machtübernahme gab es

für sie keine vergleichbaren Einsätze mehr. Röhm wollte mit ihr seine unrealisierbaren Ziele durchsetzen und brachte sie als angeblich „gesunde Opposition" in eine Abseitsstellung, statt sie in Übereinstimmung mit der Partei in das Dritte Reich einzugliedern. Erst nach seinem Tod fand die SA zu Aufgaben, die allein einer nach Millionen Mitgliedern zählenden Organisation angemessen waren. Dazu zählten die vor- und nachmilitärische Ausbildung ihrer Mitglieder, und, soweit noch erforderlich, deren berufliche Förderung. Die Pflege der Kameradschaft war vielen SA-Männern ein echtes Bedürfnis; sie wirkten auch in ihre Familien und Freundeskreise hinein und stellten dort eine Bindung an das Dritte Reich her. Aber die Richtlinien der Politik bestimmte die SA nicht, – und das wird heute mit einem Machtverlust gleichgesetzt, der mit dem 30. Juni 1934 begonnen haben soll. Aber diese Sicht der Dinge ist falsch, denn auch vor diesem Zeitpunkt hatte die SA keinen entscheidenden Einfluß. Was bis zum Sommer 1934 ins Auge fiel, waren vor allem Röhms Drohungen und sein geräuschvolles Streben nach Macht, nicht jedoch eine wirkliche Machtbefugnis der Obersten SA-Führung. Mit dem Einschreiten in Bad Wiessee, München und Berlin änderten sich in Deutschland nicht die Kompetenzen, sondern es endeten nur die Versuche einer im Grunde machtlosen und lediglich lautstark agierenden Gruppe, ihre Befugnisse auszudehnen und mit ihnen eine auch schon vorher einflußlose politische Konzeption durchzusetzen.

Als dann der Krieg begann und länger als gehofft dauerte, wurde die SA nahezu vollständig zum Wehrdienst einberufen. Die Wehruntauglichen wurden im Luftschutz, bei der Technischen Hilfe oder in anderen Verteidigungsorganen eingesetzt. Insbesondere ihre Führer drängten sich geradezu in kämpfende Verbände an die Front und damit in ein Risiko für Leib und Leben, das sie schon früher, im politischen Kampf, nie gescheut hatten.

Die alten SA-Führer höchsten Ranges fanden zumeist einen würdigen Tod, auch wenn er sich am Galgen oder unter den Salven der Sieger vollzog. Hermann Göring, der sich als Führer der SA von 1923 beim Marsch auf die Feldherrnhalle seine schwere Verwundung zugezogen hatte und als Folge davon morphiumsüchtig wurde, gewann beim Drogenentzug hinter den Gittern der Sieger seine alte Form zurück und schlug diesen ein letztes Schnippchen, als er sich dem Tod am Galgen durch Zerbeißen einer bis dahin – niemand weiß recht, wie – verborgen gebliebenen Zyankali-Kapsel entzog. Rudolf Heß, der in München die erste Studenten-SA geführt hatte, wurde am 17. August 1987 nach 46jähriger Haft als angeblicher Kriegsverbrecher in Spandau ermordet. Der jüngste Obergruppenführer der SA (im Rang dem eines Kommandierenden Generals entsprechend), Siegfried Kasche, wurde am 19. Juni 1947 als ehemaliger deutscher Gesandter in Agram (Zagreb/Kroatien) von Tito-Bolschewisten umgebracht. Andere nahmen sich bei oder nach der Kapitulation das Leben. Schepmann starb als einer der ganz wenigen höchsten SA-Führer am 26. Juli 1970 im Alter von 76 Jahren eines natürlichen Todes.

Ehrentafel

SA-Führer im Generalsrang, die im Zweiten Weltkrieg für Deutschland fielen

Meinhard Marnitz, der letzte Führer der SA-Gruppe Nordmark, stellte noch im Sommer 1987 eine Ehrentafel der gefallenen oder umgebrachten höchsten SA-Führer im Generalsrang (Brigade-, Gruppen- und Obergruppenführer) zusammen. Es war die letzte Arbeit, die er, damals im 85. Lebensjahr, im Rollstuhl und mit zittriger Hand, für die Zeitgeschichte noch leisten konnte. Er wollte sich damit einer Ehrenpflicht gegenüber den Hinterbliebenen dieser insgesamt 57 Männer entledigen, im 2. Weltkrieg ihr Leben für Deutschland eingesetzt und verloren hatten. Ich glaube, daß dieses Buch keinen würdigeren Abschluß finden kann als durch die Veröffentlichung der nachstehenden Ehrentafel.

Marnitz fühlte sich zu dieser Arbeit besonders verpflichtet, weil er an zwei Lehrgängen der Reichsführerschule der SA in München teilgenommen und dabei einen großen Teil der aufgeführten Gefallenen persönlich kennengelernt hatte.

Die von ihm ermittelten Daten konnte er mit Hilfe von Dr. Horst Hinrich in Offenbach am Main vergleichen und erweitern, der nach einer Gesamtaufstellung der Generalität der deutschen Wehrmacht auch eine solche der SA-Führerschaft im Generalsrang erstellte. Der pensionierte Oberstudienrat nahm, obwohl Angehöriger des Jahrganges 1925, nicht mehr als Soldat am Zweiten Weltkrieg teil, wandte aber alle Sorgfalt seines Berufsstandes für diese zeitgeschichtliche Arbeit auf, die er dem Militärarchiv in Koblenz übereignete. Dr. Hinrich gibt eine Zahl von insgesamt 107 SA-Führern höchsten Ranges an. Abzüglich der 26 sogenannten „Ehrenführer" verbleiben 81 wirklich aktive SA-Führer im Generalsrang. Von diesen sind 28 an der Front gefallen, haben acht den Freitod gewählt, sind 14 in oder infolge ihrer Gefangenschaft oder Internierung gestorben, zwei von den Siegern umgebracht worden, und fünf gelten als vermißt. Das entspräche einer einzigartigen Verlustquote von mehr als 70 Prozent.

Gefallen an der Front

Arnim,	Achim v.	01.02.1881	24.05.1940
Aster,	Richard	11.03.1900	06.05.1945
Böckenhauer,	Arthur	13.09.1899	18.04.1945
Boetel,	Erich	05.10.1904	22.05.1940
Brauneck,	Hermann	19.12.1894	27.07.1942
Dippel,	Hans	11.01.1893	11.04.1945
Fassbach,	Paul	02.02.1897	23.04.1945
Fenz,	Friedrich	05.12.1892	17.02.1943
Gräntz,	Günther	26.07.1905	30.04.1945
Halem,	Harry v.	08.02.1898	30.06.1944
Heitmüller,	Walther	22.10.1900	21.04.1945
Ivers,	Otto	12.01.1895	14.02.1945
Knickmann,	Heinrich August	25.09.1894	05.08.1941

Kühme,	Kurt	27.08.1885	25.12.1944
Leopold,	Josef	18.02.1889	24.07.1941
Linsmayer,	Max	01.01.1907	14.05.1940
Lucke,	Karl	11.09.1889	15.03.1945
Luyken,	Max Otto	16.10.1885	30.04.1945
Manthey,	Arno	06.09.1888	02.09.1941
Marxer,	Otto	27.12.1896	12.12.1942
Meyer-Quade,	Joachim	22.11.1897	10.09.1939
Michaelis,	Rudolf	12.03.1902	22.01.1945
Neufville,	Georg v.	27.10.1883	04.11.1941
Obernitz,	Hanns Günther v.	05.05.1899	14.01.1944
Raecke,	Horst	22.06.1906	18.09.1941
Schoene,	Heinrich	15.11.1889	09.04.1945
Schramme,	Otto	01.10.1898	25.05.1941
Stegmann,	Wilhelm	13.06.1899	15.12.1944

Freitod

Börner,	Reinhard	20.06.1884	24.04.1945
Giesler,	Paul	15.06.1895	04.05.1945
Herzog,	Otto	30.10.1900	06.05.1945
Hinkler,	Paul	25.06.1892	13.04.1945
Hoff,	Ernst Richard v.	12.06.1880	07.05.1945
Jaster,	Oskar	24.09.1894	27.04.1945
Killinger,	Manfred v.	14.07.1886	03.09.1944
Liebel,	Willy	31.08.1897	20.04.1945

Vermißt

Fischer,	Ludwig	16.04.1905	verschollen
Litzmann,	Karl Siegmund	01.08.1893	für tot erklärt
Rakobrandt,	Arthur	19.06.1878	verschollen
Wächter,	Werner	09.05.1902	für tot erklärt
Werkowitsch,	Eugen	02.02.1872	verschollen

In Gefangenschaft verstorben

Beckerle,	Adolf Heinz	04.02.1902	03.04.1976
Bloedorn,	Wilhelm	06.04.1887	23.03.1946
Dame,	Wilhelm	21.10.1895	08.08.1966
Haake,	Heinrich	24.01.1892	17.09.1945
Heinz,	Albert	16.12.1896	12.06.1945
Jagow,	Dietrich v.	29.02.1892	26.04.1945
Kleinmann,	Wilhelm	29.05.1876	16.08.1945
Kob,	Adolf	07.06.1885	20.11.1945
Lohbeck,	Hermann	10.10.1892	19.10.1945
Schaper,	Christian	17.02.1884	04.12.1945
Schmid,	Jonathan	21.01.1888	15.07.1945
Späing,	Heinz	05.01.1893	20.01.1945
Uhland,	Ludwig	28.07.1888	19.01.1945
Ulrich,	Curt v.	14.04.1876	02.02.1946

Von den Siegern umgebracht

Kasche,	Siegfried	18.06.1903	19.06.1947
Ludin,	Hanns Elard	10.06.1905	17.12.1947

Der letzte auf dieser Ehrentafel genannte SA-Führer, Hanns Ludin, Gruppenführer Südwest, gelangte durch Erwähnung in einem Buchverkaufsschlager der zeitgeschichtlichen Literatur zu Weltruhm. Ernst von Salomons Bekenntnisbuch „Der Fragebogen“[67], das 1951 erschien, erreichte innerhalb von zwei Jahren eine Auflage von 222.000 Exemplaren. An den erschütternden Schluß des Buches stellte er das Schicksal dieses Kameraden in einem der sogenannten Internierungslager der USA, die man als Vernichtungslager bezeichnen muß, seit der Kanadier James Bacque[68] nachwies, daß noch nach Ende des Krieges in diesen Lagern

mehr als eine Million deutsche Kriegsgefangene auf elende Weise vom Leben zum Tode befördert wurden.

Von einem dieser Lager aus, die sich auf deutschem Boden befanden, wurde Ludin, wie vorher schon die Angehörigen der Wlassow-Armee, an die Bolschewisten ausgeliefert. Als blutjunger Leutnant der Reichswehr war er schon 1930 wegen Bildung einer nationalsozialistischen Zelle im Heer beim sogenannten Ulmer Reichswehrprozeß zu einer milden Festungsstrafe verurteilt worden, nach deren Verbüßung er der SA beitrat, in der er schnell Karriere machte. Auf Ersuchen des damaligen Außenministers Ribbentrop wurde er nach der Loslösung der Slowakei aus dem Verband der CSR zum deutschen Botschafter in Preßburg ernannt. Die US-Besatzer lieferten ihn an die neuen kommunistischen Herren in Preßburg aus, wo man ihn 1947 umbrachte. „Er wurde am 17. Dezember durch den Strang hingerichtet", heißt es im „Fragebogen". Aber nicht am Galgen, sondern durch Erdrosseln erfolgte die Hinrichtung. Das Opfer „bekam den Strick um den Hals gelegt. Der Henker drehte ihn langsam zusammen. Hanns Ludin litt zwanzig Minuten lang. Seine letzten Worte waren: ‚Es lebe Deutschland!'"

Nicht unerwähnt sollen auch die Opfer des 30. Juni 1934 im Generalsrang bleiben. Ihre Verdienste, ihre Motive und ihre individuelle Verwicklung in das Geschehen sind heute nicht mehr ausforschbar:

Erschossen bei der Aktion vom 30. Juni 1934

Name		geb. am	Todestag
Detten,	Georg v.	09.09.1887	01.07.1934
Ernst,	Karl	01.09.1904	30.06.1934
Hayn,	Hans	07.08.1896	30.06.1934
Heines,	Edmund	21.07.1897	30.06.1934

Heydebreck,	Peter v.	01.07.1889	30.06.1934
Klemm,	Willi	09.03.1892	01.07.1934
Koch,	Hans	17.10.1897	01.07.1934
Krausser,	Fritz v.	29.04.1888	01.07.1934
Ramshorn,	Hans	17.03.1892	30.06.1934
Röhm,	Ernst	28.11.1887	01.07.1934
Schmid,	Wilhelm	03.06.1889	01.07.1934
Schneidhuber,	August	08.05.1887	30.06.1934
Schragmüller,	Konrad	11.03.1895	01.07.1934
Wechmar,	Karl v.	12.07.1897	30.06.1934

SA-Dienstgrade und ihre Entsprechungen bei der Wehrmacht

SA	Wehrmacht
SA-Mann	Soldat *(Mannschaftsdienstgrad)*
Sturmmann/ Obersturmmann	Gefreiter *(Mannschaftsdienstgrad)*
Rottenführer	Obergefreiter *(Mannschaftsdienstgrad)*
Scharführer/ Oberscharführer	Unteroffizier *(Unterführer)*
Truppführer	Feldwebel/Wachtmeister *(Unterführer)*
Obertruppführer	Oberfeldwebel/Wachtmeister *(Unterführer)*
Haupttruppführer	Hauptfeldwebel/Wachtmeister *(Unterführer)*
Sturmführer	Leutnant *(Unteres Führungskorps)*
Obersturmführer	Oberleutnant *(Unteres Führungskorps)*
Hauptsturmführer	Hauptmann *(Unteres Führungskorps)*
Sturmbannführer	Major *(Mittleres Führungskorps)*
Obersturmbannführer	Oberstleutnant *(Mittleres Führungskorps)*
Standartenführer	Oberst *(Mittleres Führungskorps)*
Oberführer	—
Brigadeführer	Generalmajor *(Oberstes Führungskorps)*
Gruppenführer	Generalleutnant *(Oberstes Führungskorps)*
Obergruppenführer	Kommandierender General *(Oberstes Führungskorps)*
Stabschef der SA	Oberbefehlshaber *(Oberstes Führungskorps)*
Der Führer	Oberster Befehlshaber *(Oberstes Führungskorps)*

Anmerkungen

[1] Peter Longerich: „Die braunen Bataillone“, Beck, München 1989
[2] vgl. Heinz Höhne: „Mordsache Röhm“, Reinbek 1984
[3] John R. Angolia: „Cloth insignia of the NSDAP and SA“, San José (Calif.) 1985
[4] Dominique Venner: „Baltikum“, Paris 1974
[5] Arnolt Bronnen: „Roßbach“, Berlin 1930
[6] Georg Franz-Willing: „Ursprung der Hitlerbewegung“, Preußisch Oldendorf 1974
[7] Anton Graf von Arco-Valley: „Aus fünf Jahren Festungshaft“, Regensburg 1925
[8] Wilhelm Hoegner: „Die verratene Republik“, München 1958
[9] Alexis von Schoenermarck: „Helden-Gedenkmappe des deutschen Adels“, Stuttgart 1921
[10] Franz-Willing, a.a.O.
[11] Adolf Hitler: „Mein Kampf“, München 1933, S. 551
[12] Heinrich Bennecke: „Hitler und die SA“, München 1962
[13] Ernst Röhm: „Geschichte eines Hochverräters“, München 1934
[14] Rudolf Jordan: „Erlebt und erlitten“, Leoni 1971
[15] Hitler, a.a.O., S. 601

[16] Heinrich Bennecke: „Die Reichswehr und der ‚Röhm-Putsch'", München/Wien 1964
[17] Dr. Helmut Klotz: „Der Fall Röhm", Berlin 1932
[18] ebd.
[19] 1. Korintherbrief 14, 34
[20] Röhm, a.a.O.
[21] „Völkischer Beobachter" vom 26. Februar 1925, Artikel von Heinrich Bennecke: „Neubildung der SA"
[22] Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, hrsg. von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verbindung mit dem Bundesarchiv, Teil I, Aufzeichnungen von 1924-1941, München/New York 1987
[23] Charles Drage: „Als Hitler nach Canossa ging", 1982
[24] Wilfred von Oven: „Mit Goebbels bis zum Ende", Buenos Aires 1948/1949, zuletzt Bingen 1995 unter dem Titel „Dr. G. – Meister der Propaganda"
[25] Henry A. Turner jr. (Hrsg.): „Hitler aus nächster Nähe", Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1978
[26] Institut für Zeitgeschichte München: Dokument Fa 88 Fasc. 325 Bl. 13/15
[27] Die Tagebücher von Joseph Goebbels (Fröhlich), a.a.O.
[28] ebd.
[29] ebd.
[30] ebd.
[31] ebd.
[32] ebd.
[33] vgl. Heinz Knobloch: „Der arme Epstein", Berlin 1993
[34] Joseph Goebbels: „Wetterleuchten", Aufsätze aus der Kampfzeit, herausgegeben von Georg-Wilhelm Müller, München 1939, Zitat vom 9.10.1930
[35] ebd.
[36] Robert Wistrich: „Who's Who in Nazi Germany", London 1982
[37] Organisationsleitung der NSDAP: „Organisationsbuch der NSDAP", München 1936
[38] Drage, a.a.O.
[39] Die Tagebücher von Joseph Goebbels (Fröhlich), a.a.O.
[40] vgl. Karl Höffkes: „Hitlers politische Generale", Tübingen 1986, S. 159-164
[41] David Hoggan: „Der erzwungene Krieg", Tübingen 1961
[42] Max Domarus: „Hitler-Reden 1932-1945", Wiesbaden 1973

[43] Bennecke: „Reichswehr", a.a.O.
[44] Mit dieser Irreführung verbunden ist eine andere: die Behauptung, die Mitgliedschaft in der SA sei nicht an diejenige in der NSDAP gebunden gewesen. Sie war es immer bis 1933. Dann wurde eine Mitglieder-Aufnahmesperre für die Partei verhängt, nicht aber für die SA. So kam es, daß nach der Machtübernahme der größte Teil der zwei Millionen SA-Männer nicht der NSDAP angehörte.
[45] Übersetzung nach Erich Kern (Hrsg.): „Verheimlichte Dokumente", München 1988
[46] Bennecke: „Hitler", a.a.O.
[47] „Völkischer Beobachter" vom 8. Juli 1933
[48] Hans-Günter Richardi/Klaus Schumann: „Geheimakte Gerlich/Bell", München 1993
[49] Hans-Günter Richardi: „Hitler und seine Hintermänner", München 1991
[50] Nikolaus von Preradovich: „30. Juni 1934", Rosenheim 1994
[51] Preradovich, a.a.O., S. 16
[52] Höhne, a.a.O., S. 229
[53] Preradovich, a.a.O., S. 11
[54] ebd.
[55] Höhne, a.a.O., S. 174 f.
[56] Höhne, a.a.O., S. 173
[57] Höhne, a.a.O., S. 206
[58] Gerd Rühle: Das 3. Reich. Dokumentarische Darstellung des Aufbaues der Nation – Das 2. Jahr – 1934, Berlin o. J., S. 231
[59] Hitler, a.a.O., S. 656
[60] Dokumente der Deutschen Politik, hrsg. von Paul Meier-Benneckenstein. Der Aufbau des deutschen Führerstaates 1934, 5. Auflage, Berlin 1939, S. 49
[61] von Oven, a.a.O., II. Bd., S. 108
[62] Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe: „Verdammte Pflicht und Schuldigkeit", Leoni 1966
[63] ebd.
[64] vgl. Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe: „War Hitler ein Diktator?", Witten 1976
[65] Bennecke: „Hitler", a.a.O.
[66] Jean Mabire: „Ernst Röhm", Paris 1983
[67] Ernst von Salomon: „Der Fragebogen", Hamburg 1951
[68] James Bacque: „Der geplante Tod", Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1989

Inhalt

